

Tagebuch zu Fragen der Wahr-Nehmung

Sonntag, 29. Dezember 2019

Es tut weh, und man kann nichts daran ändern. Der mentale Zustand der Republik (darüber hinaus möchte man gar nicht erst schauen) ist besorgniserregend. Jeder speit - in der Regel ungefragt – im öffentlichen Raum seine Meinung heraus, oft andere mit deren Meinungen attackierend oder gar böswillig verletzend. Das führt zu einer vielfach gespaltenen Gesellschaft, so oft gespalten, wie es Schreihälse gibt, und dadurch so unbeweglich in Fragen einer notwendigen Veränderung angesichts vieler ungelöster Probleme. Deren gibt es mehr als genug, und sie werden durch diese Unbeweglichkeit in ihrer Lösungsmöglichkeit nicht nur nicht gefördert, sondern in einem gefährlichen Maße gehemmt.

In der ZEIT vom 27. Dezember 2019 sieht der Autor Pankaj Mishra unsere Gegenwart von „politischen Konvulsionen“ geschüttelt, in denen diese hasserfüllten „Spukgestalten“ sich Raum zu verschaffen suchen, meist am rechten Rand. Er führt das auf ein Unbehagen an der neoliberalen Moderne zurück, die für viele Menschen zur Last geworden sei und die sie nun abzuwerfen suchten. Nach der Wende habe sie vor allem im osteuropäischen Raum als eine Chance gegolten, doch sei sie von außen aufgesetzt gewesen; diese „Ära der Imitation“ habe eine „komplette Paketlösung“ geliefert, einen „Satz von anderswo erprobten Rezepten“, die man bloß habe abnicken können.

Diese Überlegungen enthalten zwei Vorwürfe zugleich : einmal einen inhaltlichen an der neoliberalen Ideologie und einen formalen an der Art ihrer Einbringung. Wer die Vorgänge nach der Wende kritisch beobachtet hat, wird beides nicht von der Hand weisen können. Ist aber, so möchte ich fragen, diesem Vorgang eine zwingende Konsequenz zu eigen ? Wer solcherlei mit sich machen lässt, zugleich die Schuld daran bei anderen sucht und mit ausgestrecktem Zeigefinger auf diese anderen zeigt, sollte der Tatsache eingedenk sein, dass – gemäß dem Bild von Gustav Heinemann – drei Finger auf ihn selbst zurückverweisen. Ist das Volk so unaufgeklärt, dass es auf jedes Versprechen hereinfällt ?

Aus dieser Überlegung heraus erscheint es mir sinnvoll zu versuchen, doch etwas zu ändern (gemäß der Brechtschen Phrase am Ende seines Stückes „Der gute Mensch von Sezuan“ : Verehrtes Publikum, los, such dir selbst den Schluss! *Es muss ein guter da sein, muss, muss, muss!*), und zwar am (Zu-)Stand des Bewusstseins. Diese Art der Aufklärung gehörte eigentlich in die Schule, doch die leistet das, das weiß ich aus eigener Erfahrung aus 40 Jahren Lehrerdasein an einem Gymnasium, nicht. Nicht, dass ich so überheblich wäre, diesem meinem Versuch Breitenwirkung zusprechen zu wollen, nein, aber diese Überlegungen werden angestellt aus der Hoffnung heraus, dass, was einmal gedacht und öffentlich gemacht worden ist, zusammen mit vielen anderen Versuchen ähnlicher Art Fuß fassen wird in der Welt.

Es geht also um die Qualität unserer Meinungen, die ja als solche nicht abgeschafft werden sollen (dazu im weiteren Verlauf Konkretes), sondern über eine Kontrolle durch Reflexion in ihrer Genese besser abgesichert werden sollen. Dazu bedarf es grund-legender Überlegungen, die uns sicher nicht ins Paradies der Erkenntnis führen werden, aber, so ist das Ziel, zur Fähigkeit, unsere wertvollen Erkenntnis-Instrumente bestmöglich einzusetzen. Auf der Basis unserer „Erkenntnisse“ führen wir unsere Kommunikation; wie die verantwortungsvoll geführt werden könnte, zeigen einige erste Ratschläge am Ende des titelseitigen Artikels „Fürchtet euch nicht !“ in der ZEIT vom 18. Dezember 2019 : „1. Unterstellen Sie dem anderen keine Motive, sondern erforschen Sie sie. 2. Begreifen Sie eine andere Meinung nicht als Angriff, sondern als Gelegenheit, die Perspektive zu erweitern. 3. Begründen Sie Ihre Position so weit, bis Ihr Gegenüber einem Teil Ihrer Argumente zustimmen kann (oder sie mit guten Gründen ablehnen kann). 4. Lassen Sie übrig gebliebene unterschiedliche Bewertungen stehen, und freuen Sie sich, mit dem anderen jetzt viel besser uneinig zu sein als vorher.“ (die eingefügte Klammer stammt von mir). Das sind Überlegungen, die ich andernorts unter dem Stichwort „vagabundierendes Denken“ in ähnlicher Weise detaillierter formuliert habe. Wer will, kann sie dort nachlesen.

Mittwoch, 1. Januar 2020

Ein neues Jahr beginnt, und die Erfahrungen bringen die Skepsis des Alters mit sich, dass keine grundlegenden Verbesserungen zu erwarten sein werden. Seit meiner Studienzeit (die schon ein paar Jahre vergangen ist) habe ich darauf gewartet, dass etwa ein Vorschlag wie der von Fritz Vilmar („Systemveränderung auf dem Boden des Grundgesetzes“) in die Realität umgesetzt werden könnte. Eine naive Erwartung angesichts der immer problematischer werdenden Verhältnisse,

Wenn man - wie ich – davon ausgeht, dass das herrschende Problem eines der mangelnden Bereitschaft zur Verständigung ist (ganz zu schweigen von der Bereitschaft zu einem „Gespräch“ im hermeneutischen oder gar hölderlinschen Sinne), der muss bei den Wurzeln ansetzen, also radikal der Frage nachgehen, was einer gelungenen Verständigung im Wege steht und wie man eine Veränderung zum Besseren hin erreichen oder zumindest angehen könnte.

Woran also mangelt es ? Ich will eine Antwort zu geben versuchen auf der Basis zweier Beispiele. Beispiel 1 stammt aus meiner aktiven Zeit an einem Gymnasium in Nordrhein-Westfalen. In den fast 40 Jahren meiner Tätigkeit wurden die vorhandenen Mängel in der Entwicklung der Schüler „festgestellt“ (wenn auch – Stichwort Pisa-Studie – mit Vorgehensweisen, die einem an der Erhebung von Daten geschulten Soziologen die Haare zu Berge stehen lassen), wobei es aber nur um die fachlichen Fähigkeiten ging und überhaupt nicht um die wesentlichere Frage der uns Lehrern anvertrauten Persönlichkeitsentwicklung der Schüler. Ich will mich kurz fassen : kein einziges der Rezepte zur Verbesserung hat etwas getaugt, weder die der öffentlichen Administration noch die schulinternen, die auf Konferenzen gesetzt wurden. „Setzen“ ist ohnehin ein problematischer Vorgang (davon mit Sicherheit im Verlaufe dieses Tagebuches mehr), kann aber nicht einmal an'satz'weise zum gewünschten Erfolg führen, wenn die an der Konferenz Beteiligten (um mit Christa Wolfs Cassandra zu reden) nicht einmal die Fragen verstanden, auf die es galt, eine Antwort zu finden.

Beispiel 2 stammt aus dem letzten Sommer, als ich (als Zuhörer) zu einer Vortragsreihe über Adorno eingeladen war und bei der anschließenden Diskussion Beiträge anderer Zuhörer mit anhören musste, die ein solches Verständnis-Defizit aufwiesen, dass es völlig sinnlos schien, auf dieser Basis in eine inhaltliche Auseinandersetzung einzusteigen. Es ging um Adornos These, dass der Positivismus mit seiner Erkenntnistheorie und mit seiner Sprache der Formeln (Grammatik !) einen angemessenen Dialog über die zur Diskussion stehenden Fragen verhindere. Diese Wortmeldungen kamen, wie sich sehr schnell herausstellte, von Vertretern einer naturwissenschaftlichen Ausrichtung, die nie gelernt hatten, ihre eigene Methode auch nur ansatzweise in Frage zu stellen.

Versucht man, das Problem hinter diesen beiden Beispielen zu sehen, so muss man aufpassen, nicht als Neunmalkluger aufzutreten und aus der eigenen „Weisheit“ heraus Erklärungen und Verbesserungsvorschläge abzugeben. Hegel hat in seiner *Phänomenologie des Geistes* darauf hingewiesen, dass es nicht hinreicht, eine An-Sicht der Dinge durch eine andere, angeblich kompetentere zu ersetzen. Es bedarf einer anderen Methode der Auseinandersetzung. Ich vermute daher, dass das Problem eben nicht auf der inhaltlichen Seite liegt (hier gilt eine An-Sicht zunächst genauso viel wie eine andere), sondern in der Form der Auseinandersetzung – und natürlich in der Zielsetzung. Lässt man die anmaßende Zielsetzung außen vor, „die Wahrheit“ zu finden, und setzt stattdessen das Bemühen um eine offene Auseinander-Setzung, so kann man im Sinne des „vagabundierenden Denkens“ zu An-Sichten kommen, die differenzierter sind als die zuvor angenommenen. Und das wäre doch ein großer Fort-Schritt, der aber nur in gemeinsamer Arbeit zu erreichen ist. Schillers „philosophischer Kopf“ lässt grüßen, und der „Brotgelehrte“ wendet sich beschämt ab.

Hier in diesem Tagebuch sollen **in lockerer Folge** Hinweise zu einem solchen Versuch, bessere Erkenntnisse anzustreben oder gar zu erreichen, gesammelt werden, die man immer wieder bei aufmerksamer Lektüre finden kann und die man auf diese Weise vor dem Vergessen-Werden bewahrt.

Freitag, 3. Januar 2020

Hegel : „Mit Verbreitung der Ideen, wie etwas sein soll, wird die *Indolenz* der gesetzten Leute, ewig alles zu nehmen, wie es ist, verschwinden ...“ (16.4.1795). Das klingt sehr gut und entspricht dem Furor der ‚jungen Wilden‘ zu Beginn des Deutschen Idealismus, Ich würde zunächst einmal in den Komparativsatz „wie es ist“ ein „angeblich“ einfügen, und zudem möchte ich Hegel fragen, wie wir zu den Ideen kommen, wie etwas sein soll. Mit der Beantwortung dieser „Gretchenfrage“ steht und fällt der Wert einer solchen Aussage, die auf den ersten Blick beeindruckt. Der zweite Blick verrät dann erst die Tiefenschärfe.

Sonnabend, 4. Januar 2020

Bleiben wir noch einen Moment bei Hegels „Ideen“ und untersuchen diesen Terminus eingehender. Das „Wörterbuch der philosophischen Begriffe“ von Johannes Hoffmeister übersetzt mit „Leitgedanke, Musterbild, Vorbild“, auch „Urbild“. Kaum ein anderer philosophischer Begriff ist so häufig und in so vielen, unterschiedlichen Verständnis-Variationen aufgegriffen worden. Deren Für und Wider auch nur anzudeuten, ersparen wir uns an dieser Stelle. Umgangssprachlich findet die Denotation (die als solche angeblich wertneutral zu sein hat, es aber niemals ist – jede Bestimmung ist Interpretation) „Leitgedanke, Vorstellung“ am ehesten Anwendung.

Wenn ich mich von einem Gedanken leiten lasse, so steht er vor meinem geistigen Auge. Aber wo kommt er her ? Er ist schlicht und ergreifend vor-gestellt worden, und zwar von mir, dem Vor-Stellenden. Damit sind der Denotation und der Konnotation dieses Begriffes Tor und Türen der Willkür geöffnet.

Ähnlich ergeht es den Begriffen „Faktum“ und „Tatsache“; die Begriffe sprechen, nimmt man sie beim Wort, ebenfalls eine deutliche Sprache. „Faktum“ kommt von „facere“ = tun, machen, „Tatsache“ meint eine getane, hergestellte Sache; und wer tut, macht oder stellt her ? *Honi soit qui mal y pense* ... Wir ersparen uns die ernüchternde Antwort und werden allen Grund haben, „Ideen“, „Fakten“ und „Tatsachen“ nicht ernsthaft zur angeblichen Begründung einer wahren Erkenntnis heranzuziehen. Auch um den Preis, dass eine wahre Erkenntnis überhaupt nicht zu erreichen ist – soviel Redlichkeit muss sein.

Dienstag, 7. Januar 2020

Was die Problematik der „Ideen“ angeht, so hat man versucht, ihrer möglichen Geltung mehr Nachdruck zu verleihen, etwa dadurch, dass man sie als notwendige Forderungen („Postulate“), z.B. der Vernunft, gesetzt (!) hat. Aber es hilft alles nichts : dadurch, dass man z.B. die „Vernunft“ heranzieht, die einen ähnlich problematischen Terminus darstellt (was um alles in der Welt ist „Vernunft“ ?), wird die Sache nur noch komplizierter gemacht. Es bleibt dabei : „Ideen“ sind (mehr oder weniger gut, aber nie hinreichend begründete) Hilfskonstruktionen, bloße „Modelle“, von deren Trag- und Reichweite der Tiefenpsychologe C.G.Jung offensichtlich mit Recht sagt : „Ein Modell sagt nicht, es sei so, sondern es veranschaulicht nur einen bestimmten Betrachtungsmodus.“ (zit. nach Dieter Schnocks, Mit C.G. Jung sich selbst verstehen, Stuttgart 2013, 31) Ein solcher Betrachtungsmodus ist - wie jeder andere auch – zunächst einmal nicht nur legitim, sondern auch notwendig. Er bildet das Material zum Gespräch unter vagabundierenden Denkern.

Mittwoch, 8. Januar 2020

Als den Versuch eines solchen Gespräches kann man die Philosophie-Geschichte ansehen. Allerdings kann hier in der Regel nicht von einem „offenen“ Gespräch geredet werden, da fast alle Interpreten des Reichs des Denkens davon überzeugt sind, dass sie die richtige Methode auf dem Königsweg zur Wahrheit gefunden haben. Um es mit der Erfahrung von fast 50 Jahren Beschäftigung mit der Philosophie zu behaupten : eine solche Methode und einen solchen Königsweg zu einer „Wahrheit“ gibt es nicht, und ich hoffe, diese generalisierende Behauptung in den nächsten Schritten des Tagebuchs plausibel machen zu können : Es gibt weder einen Königsweg zur

sicheren Erkenntnis der Einzelercheinungen, noch gibt es einen Königsweg zur sicheren Erkenntnis ihrer Gesamtheit, allen teils sehr beachtlichen Bemühungen zum Trotz.

Sonnabend, 11. Januar 2020

Meiner festen Überzeugung nach hat die skeptische Grundeinstellung recht, wenn sie davon ausgeht, dass wir keine gesicherte Erkenntnis von dem, was außerhalb unseres Bewusstseins existiert, haben können. Wir werden deshalb zwar die Grundintention der Philosophie nicht aufgeben, den „Stein der Weisen“ (sprich : die Wahrheit) finden zu wollen, aber wir werden in unserem Anspruch zurückhaltender sein. Das mindert die Freude an der Arbeit nicht, macht sie im Gegenteil noch attraktiver. Kant hat (und hierin besteht seine unhintergehbare Leistung) darauf hingewiesen, dass die Frage, was wir mit welcher Sicherheit erkennen können, von der Beschaffenheit und Reichweite unserer allgemein menschlichen Erkenntnisvermögen abhängt. Nehmen wir Bacons Idolenlehre hinzu mit der von Plato übernommenen Grundeinsicht, dass jeder aus einer eigenen Erkenntnis-Höhle kommt, die von seiner ganz persönlichen Entwicklung abhängt, und akzeptieren wir den Hinweis der Tiefenpsychologie, dass wir nicht Herr im eigenen Haus unseres Bewusstseins sind, weil wir durch das persönlich Unterbewusste in unseren erkenntnistheoretischen Bemühungen beeinflusst werden, so wird klar, dass wir gut daran tun, bei unseren Wahrnehmungen von einer ganz persönlich ausgerichteten Wahr-Nehmung zu sprechen. Wir verlieren auf diese Weise zwar einen (ohnehin unhaltbaren) Wahrheitsanspruch, gewinnen aber an „Werde-lust“ (siehe meine Arbeit über „Eigensinn“) in der produktiven Auseinandersetzung mit den Wahr-Nehmungen unserer Gesprächspartner.

Darüber habe ich in meiner Arbeit „Wahrnehmung – ein Gespräch“ alles, was mir in dieser Frage wesentlich ist, gesagt und möchte es an dieser Stelle nicht wiederholen. Ich verweise also auf diese Arbeit, die auch auf meiner Internet-Seite www.philosophersonly.de zu finden ist.

Sonntag, 12. Januar 2020

Wer vagabundierend unterwegs ist, hat das alles mit der erkenntnistheoretischen Muttermilch eingesogen. Er sucht unverdrossen nach Wegen, auf denen er unterwegs sein kann. „Weg“ ist „methodos“, und daher gibt es so viele Methoden, wie es Denkwege gibt. Auch die bestbegründeten Wege kommen über den o.a. Modellcharakter nicht hinaus. Es ist spannend, die Versuche der Begründung dieser Modelle zu lesen. Welchen Weg man auch verfolgt, man muss wissen, dass er einen Modellversuch darstellt, der (Kant lässt grüßen) aus unserer Interpretation unserer Erkenntnisvermögen heraus geboren ist. Keiner dieser Modellversuche sagt also etwas über die unserem Bewusstsein entgegengesetzte (und zwar von uns entgegengesetzte) = „objektive“ Materie aus, sondern beruht auf unserer Wahl und damit auf unserer Setzung.

Was immer uns z.B. dazu bringt, bei unserem Modell von der Zahl 2 auszugehen (unsere zwei Augen etwa oder unsere zwei Ohren oder der komplementäre Aufbau unseres Hirns) – wir können aus dieser Zweiheit einen unversöhnlichen Dual-Ismus machen oder eine wechselseitig sich ergänzende, fordernde und zugleich fördernde Polarität. Gehen wir von der Zahl 3 aus („aller guten Dinge sind drei“), kommen wir zu den ungezählten Spielarten der Dialektik, die sich teilweise (wie so viele Setzungen) bis aufs Messer bekämpfen. Was immer wir wählen – es bleibt unsere Wahl. Dessen sollten wir eingedenk sein.

Mittwoch, 15. Januar 2020

Kant sieht den Menschen z.B. als „Bürger zweier Welten“, die einander so dualistisch gegenüberstehen, dass eine „Versöhnung“, wie etwa Schiller sie anstrebt, ihm widersinnig erscheint. Unversöhnt bleibt es bei der steten Auseinandersetzung, beim Kampf (etwa dem zwischen unseren Neigungen und unserer Verpflichtung der Vernunft gegenüber), und dieser Kampf kann nur „befriedet“ werden durch den Sieg der einen Seite über die andere. Schiller sieht diese beiden Seiten auch, aber er sieht auch einen Weg der Vermittlung, etwa über die anmutige „schöne Seele“;

in diesem Modell harmonisieren Sinnlichkeit und Vernunft, Neigung und Pflicht. Der Konflikt wäre beendet dadurch, dass man beide Seiten in ein wechselseitig sich förderndes Ganzes eingebettet sieht, und durch diese wechselseitige Förderung wäre – so Schiller – das Ganze qualitativ zum Besseren hin verändert, gesteigert. Kant lehnt die gedankliche Möglichkeit dieser Vermittlung kategorisch ab : „Pflicht etwas gern und aus Neigung zu thun ist Widerspruch.“ (Konkretere Hinweise finden sich in meiner Arbeit „Schiller als Philosoph (in der Auseinandersetzung mit der Philosophie Kants)“.)

An diesem Beispiel zeigen sich sehr deutlich die theoretischen und in der Folge auch praktischen Implikationen aus der Setzung eines Modells.

Donnerstag, 16. Januar 2020

Um erkenntnis-kritisch wachsam zu bleiben : Beide, Kant wie auch Schiller, gehen in ihren Modellen von Setzungen aus, die ihrem Menschen-Bild entsprechen. Schiller sieht im Menschen „eine Dimension mehr“, und diese Zu-Setzung hat, wie gesehen, bedeutsame Folgen. Das Problem ist, dass auch die offenste Auf-Fassung des vagabundierenden Denkens ohne bindende Setzungen nicht auskommt (wie sonst wollte man sich verständlich machen, wie sonst ein Gespräch entwickeln, das auf Gerede verzichtet ?) Es scheint sich um ein unüberwindliches Problem zu handeln, das sich dann aber doch als lösbar und gar fruchtbar erweisen wird, sobald die Gesprächspartner sich – ohne Ehrgeiz – auf die von den Beteiligten angebotenen Modelle und Bilder einlassen und sie in aller Ruhe durchdenken und gemeinsam bewerten. Widersprüche stören nicht, sondern sind im angegebenen Sinne förderlich. Unterschiede in den Ansichten müssen auch nicht in allen Fällen aufgehoben werden, sondern können (siehe Eintrag vom 29. Dezember) als Denk-Anstöße stehenbleiben.

Sonnabend, 18. Januar 2020

Der Tiefenpsychologe Carl Gustav Jung, von dem wir oben gehört haben, dass er Wert darauf legt, dass Modelle nur Betrachtungsmodi darstellen, sieht die persönliche **Individuation** als Ergebnis eines offenen Bewusstseinsprozesses, der von der Werdelust der uns zur Verfügung stehenden Lebens-Energie (Libido) gespeist wird. „Das bedeutet für das Selbstwerden, Selbstentwickeln und Selbstentfalten der eigenen Persönlichkeit zuerst einmal : Differenzierung der bisher undifferenziert gebliebenen Aspekte des Selbst. Und schließlich : Integration oder Assimilierung dieser erkannten seelischen Ressourcen in das Leben. Ein menschlicher Reifungsprozess, der einen Schritt weiter zur Ganzheitlichkeit führt.“ (Dieter Schnocks, a.a.O. 24)

Welch eine hoffnung-gebende An-Schauung vom Menschen, seinen Möglichkeiten und seinen Aufgaben ! Und doch : welch eine Sammlung von Setzungen ! Am Ende wird gar auf das Gesamt geschaut und von „Ganzheitlichkeit“ gesprochen. Mutig, mutig, aber nachvollziehbar, wenn man die einzelnen Setzungen und ihr polares Verhältnis zueinander akzeptiert. Da ist von der Polarität von Bewusstem und Unbewusstem die Rede (letzteres seinerseits unterteilt in persönlich Unbewusstes und kollektiv Unbewusstes), von einem „introversierten“ und einem „extraversierten“ Menschen-Typus, von „animus“ und „anima“ – alles Beispiele für Pole, die sich wechselseitig durchdringen und auf diese Weise zu unserer individuellen Formung beitragen.

Es ist leicht einsehbar, dass die Akzeptanz und Übernahme dieses Menschen- und Weltbildes von dem, der es übernimmt und in diesem Verständnis sein Leben aufzubauen versucht, unablässige Aktivität im Sinne des Hegelschen Arbeitsbegriffes erfordert. Das ist nicht jedermanns Sache. Fichte hat davon gesprochen, dass die Entscheidung, welchem Lebens-Modell man folgt, vom Temperament und vom Charakter abhängt. Es liegt also an mir, eine Entscheidung zu treffen zwischen eindimensionalem und viel-seitigem Leben. Das vagabundierende Denken geht zunächst einmal davon aus, dass beide Modell-Arten zum Gespräch taugen. Ob es in diesem Gespräch zu einer Verständigung kommt, hängt von der Bereitschaft der Dialog-Teilnehmer ab.

Wende ich meinen Blick zurück zu den Schreihälsen und hasserfüllten Spukgestalten, von denen

im ersten Beitrag die Rede war, erkenne ich, in welcher „finsternen Zeiten“, in welcher „bleiernen Zeit“ wir leben. Aber wir müssen sie ja nicht genau so lassen, wie sie uns traf (Erich Fried).

Sonntag, 19. Januar 2020

In der ZEIT vom 16. Januar 2020 heißt es unter dem Titel : „Macht mich Bildung zum besseren Menschen?“ : „In der Horizonterweiterung steckt also die Ethik der Bildung. Bildung tritt dem Vergessen entgegen und hält die Vergangenheit gegenwärtig. Sie konfrontiert uns mit dem Fremden und anderen, mit Ideen, auf die wir selbst nicht gekommen wären, und mit Weltbildern, die uns irritieren.“ Dieses hier angesprochene „Verstörungspotential“ trifft genau den Gedanken, auf den das „vagabundierende Denken“ hinarbeiten will. „Verstörung“ zeigt zunächst eine pejorative Kennzeichnung, doch steckt das Verb „stören“ darin : wir sollen aus der Selbstsicherheit und damit Unbeweglichkeit unserer An-Sichten „aufgestört“ werden. Daher heißt es in dem Artikel weiter : „Entscheidend ist : Geisteswerke schicken uns auf intellektuelle Abenteuer und machen uns mit außerordentlichen Frauen und Männern bekannt (...). Sie brechen den Käfig unserer Routine und Beschränktheit auf, sie erweitern unser Einfühlungsvermögen und unsere moralische Fantasie. Bildung ist Gegenprogramm zu einer Mentalität, die satt und träge um sich selbst kreist. Zum geistigen und seelischen Daumenlutschertum. Zum Narzissmus.“

Dem braucht eigentlich nichts hinzugefügt zu werden. „Bildung“ in diesem Sinne meint also das, was einem Großteil der Bevölkerung und etlichen Staatsführern fehlt, die nicht eigentlich dumm sind (manche agieren durchaus clever), aber eben ungebildet. Sie haben aus ihrem Potential nichts gemacht. Das wiegt dann umso schwerer, wenn sie in der Mehrzahl oder in entscheidungsmächtigen Positionen sind. Insofern ist die in der ZEIT gestellte Frage deutlich mit einem „Ja“ zu beantworten.

Mittwoch, 22. Januar 2020

Zum Stichwort „Bildung zum Potential“ heißt es in einem Buch zum Briefwechsel zwischen C.G. Jung und Hans Schmidt-Guisan : „Schmidt-Guisan stellt dabei die Psychoanalyse als eine Methode vor, die den Kranken durch Klarlegung seiner bewußten und unbewußten Persönlichkeit zu einem selbständigen Menschen machen will. Zum unbewußten Material gelange man durch freies Assoziieren, das Assoziationsexperiment und die Traumanalyse. Deutlich zeigt er in Übereinstimmung mit Jung die Differenzen mit Freud auf : Bezüglich der fixen Bedeutung gewisser Traumsymbole, der ausschließlich sexuellen Interpretation der Libido und der nur kausalen Deutung der unbewußten Manifestation. Nach seiner Auffassung bietet der Traum jedoch viele Deutungsmöglichkeiten, die nur durch das Assoziationsmaterial erschöpft werden können. Dann sucht er auch nach dem Sinn der unbewußten Manifestationen, um damit dem Kranken zu einer Weiterentwicklung seiner Persönlichkeit zu verhelfen.“ (Hans Konrad Iselin, Zur Entstehung von C.G. Jungs „Psychologischen Typen“, Aarau 1982)

Schmidt-Guisan (1881 – 1932) ist seinerseits Psychoanalytiker, hat sich aber neben wissenschaftlichen Arbeiten auch literarisch betätigt („Tag und Nacht“) und in diese Literatur seine Erfahrungen der Begegnung mit Jung und der Tiefenpsychologie eingebracht.

Wenn in dem Textauszug von „Kranken“ die Rede ist, so sehe ich in diesem Terminus eine Kennzeichnung von uns allen, die wir ja allen Grund haben, an „einer Weiterentwicklung der Persönlichkeit“ zu arbeiten. (Daran „kranken“ wir.) Es geht um die Genese zu einem „selbständigen Menschen“, und diese fortdauernde Genese sieht uns – laut vagabundierendem Denken – permanent auf dem Weg hin zur Ausbildung unserer Persönlichkeit, welche Ausbildung unsere Menschen-Würde und unsere *differentia specifica* zum Tier ausmacht.

Freud, der einen gewichtigen Anstoß zu dieser Forschungsrichtung gegeben hat, wird zunehmend kristisiert : bei ihm ist die Libido nur sexuell ausgerichtet (bei Jung meint sie die ganze Lebensenergie) und die Adjektive „nur kausal“ und „fix“ = fixiert zeigen das Hauptproblem bei Freud auf: er ist dem naturwissenschaftlichen Denken verpflichtet, und das unterliegt bekanntermaßen selbst

aufgestellten Beschränkungen.

Dienstag, 28. Januar 2020

Zur Feststellung der unhintergehbaren Leistung Kants bezüglich unserer Erkenntnis : „Das Objekt ist nicht gegeben, es ist erzeugt, Produkt des Denkens, des denkenden Subjekts. Gegenständlichkeit ist das, was das Subjekt durch die reinen Formen seines Denkens von Gegenständen oder durch seine Funktionen zu urteilen erzeugt, und zwar dadurch, daß es das in der Anschauung gegebene Mannigfaltige durch diese Formen seines Denkens und Urteilens zur Anschauung eines Objekts bestimmt. Diese Urteilsfunktionen oder reinen Verstandesbegriffe sind die Formen, deren das Subjekt, das Ich, sich bedient, um das ihm von der Sinnlichkeit gelieferte Material zur objektiven, ursprünglich synthetischen Einheit seines Selbstbewußtseins zu bringen. Objekt sein heißt deshalb nichts anderes, als anschauliches Mannigfaltiges zu sein (...). Der wahrgenommene Gegenstand wird Gegenstand dadurch oder sein Sein resultiert aus der Spontaneität des reinen Denkens, d.h. daraus allein, daß das Ich dem sinnlichen Material etwas hinzufügt, hinzudenkt : die reinen Formen von Gegenständlichkeit überhaupt, die Begriffe seines eigenen Verstandes oder Funktionen seines Urteilens. In diesem Sinne ist Objektivsein nichts anderes als Produziertsein oder Gedachtwerden durch das Begreifen des urteilenden Subjekts.“ Tuschling, „Kant hat die Resultate gegeben, die Prämissen fehlen noch“, in : Bondeli, Hegels Denkentwicklung in der Berner und Frankfurter Zeit, München 1999, 56)

Mittwoch, 29. Januar 2020

Wenn das Objekt nur ein „Gedachtwerden“ und es damit abhängig von der Aktivität des Subjekts ist, wenn das Objekt also „verdinglicht“ ist, also nicht nur „entgegensteht“, sondern „entgegengestellt“ ist, so ist es ein Phänomen zweiter Klasse und damit per se minder-wertig. Die Zwei-Welten-Theorie Kants wird sich diesem Vorwurf stellen müssen, auch wenn der ursprüngliche Impuls Kants gar nicht diese Zweiwertigkeit intendierte oder intendieren musste. Sie wäre zu vermeiden, wenn man sich auf die Einsicht Kants beschränkte, dass das, was wir zu erkennen meinen, nicht das „Ding an sich“ ist, sondern das Ding so, wie es uns (unseren Erkenntnisvermögen) erscheint. Das einzugestehen stünde uns gut an und verhinderte alle eitlen Ansprüche, auf Seiten der Wahrheit zu stehen – mit „Gott auf unserer Seite“ und überlegen allen anderen Ansichten gegenüber.

Nur so können unterschiedliche An-Sichten der Ausdifferenzierung förderlich sein, können Widersprüche ihre Potenzkraft entwickeln. Im anderen Fall, dem der selbstgefälligen Selbstbespiegelung, führen Widersprüche zum zerstörerischen Kampf.

Nun ist oben bereits erwähnt worden, dass die Nachfolger Kants letzteres vermeiden und Widersprüche = Antinomien fruchtbar machen wollten. Um das zu gewährleisten, suchten sie nach einem ganzheitlichen Einheitspunkt als Grund-Lage für die Antinomien, die uns doch so förderlich sein sollten. Ein Hegel-Zitat soll das veranschaulichen : *Um zu vereinigen, müssen die Glieder der Antinomie als widerstreitende, ihr Verhältnis zueinander als Antinomie gefühlt oder erkannt werden; aber das Widerstreitende kann als Widerstreitendes nur dadurch erkannt werden, daß schon vereinigt worden ist.* (zitiert nach Bondeli, a.a.O., 48) So ist die Aufgabe, vor die sich etwa die Vertreter des Deutschen Idealismus gestellt sahen, klar formuliert. Mit dieser Formulierung als solcher ist aber nur ein Ziel angegeben und noch nichts erreicht.

„Vereinigung“ ist selbstverständlich nicht nur ein erkenntnistheoretisches Problem, ein erkenntnistheoretischer Wunsch, sondern hat enorme politische Implikationen. Die Deutschen Idealisten dachten vom Ereignis der Französischen Revolution her und dachten an eine Aufhebung jeglicher Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnisse. Die Forderungen nach „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ sollte die *conditio sine qua non* einer jeglichen Verfassung sein. So bleibt ihnen allerdings die Frage zu klären, wieviel Freiheit und wieviel Vereinigung anzustreben sei. Das impliziert die Frage, „wie kann Vereinigung als höchster Zweck menschlicher Existenz ohne die Selbständigkeit

individueller Existenz aufzugeben, gedacht werden ?“. Gute Frage. (Gerhard Kurz, Mittelbarkeit und Vereinigung. Zum Verhältnis von Poesie, Reflexion und Revolution bei Hölderlin, Stuttgart 1975, 23) Dazu *nächstens mehr*.

Sonnabend, 1. Februar 2020

Diese „gute Frage“ findet auch eine gute Antwort : indem die Vereinigung die Selbständigkeit nicht nur nicht herabmindert, sondern im Gegenteil noch fördert. Das ist aus meiner Sicht in den Werken von Hölderlin und Hegel paradigmatisch herausgearbeitet worden. Beide haben ja bekanntlich während ihrer Ausbildung im Tübinger Stift auf einem Zimmer gewohnt und haben sich (nach mehr oder weniger misslungenen Versuchen, eine Existenz als Hauslehrer aufzubauen) nach 1796 in Frankfurt wiedergetroffen. Beide waren ideologisch seit den Tübinger Tagen an den Ideen der klassischen attischen Demokratie ausgerichtet, aber auch am Grundgedanken Kants – letzterer orientierte sich an der Selbständigkeit des Subjekts, erstere am Vereinigungsgedanken der Polis. Von daher ist die „gute Frage“ auch ihre zentrale Frage. Im gemeinsamen Frankfurter Denken, das sich auch im Kreis um Isaac von Sinclair und Zwilling in Homburg v.d.H. konzentrierte, steht bei beiden der Gedanke der Vereinigung durch Liebe im Vordergrund. Hölderlin ist hierbei Impulsgeber, Hegel greift den Gedanken auf und wird ihn 10 Jahre später in Jena fruchtbringend in sein System und in die *Phänomenologie des Geistes* einbringen. *In der Liebe hat der Mensch sich selbst in einem andern wiedergefunden; weil sie eine Vereinigung des Lebens ist, setzte sie Trennung, eine Entwicklung, gebildete Vielseitigkeit desselben voraus; und in je mehr Gestalten das Leben lebendig ist, in desto mehr Punkten kann es sich vereinigen, und fühlen, desto inniger die Liebe sein.* (Nohl, Hegels theologische Jugendschriften, Tübingen 1907, 322)

Dieser Grundgedanke wird bei beiden, Hölderlin und Hegel, in der Folge ausdifferenziert und führt bei Hegel zur Formulierung *bei-sich-selbst-sein im anderen* (ich verliere mich zunächst im anderen und kehre dann bereichert in mich selbst zurück) und bei Hölderlin zu der Formulierung *die eigene Rede des andern* (unter diesem Titel hat der Herausgeber der Brandenburger Kleist-Ausgabe, Roland Reuß, eine 750 Seiten umfassende Interpretation der Hölderlin-Gedichte *Andenken und Mnemosyne* verfasst – Stroemfeld / Roter Stern 1990).

Sonntag, 2. Februar 2020

Diese Thematik steht im argumentativen Raum der Zeit : der Philosoph Hemsterhuis hatte *Lettres sur les désirs* verfasst, die Johann Gottfried Herder übersetzt und in seine Schrift *Liebe und Selbstheit* übernommen hat, allerdings mit einer stärkeren Betonung der „Selbstheit“ : *Wir sind einzelne Wesen, und müssen es seyn, wenn wir nicht den Grund alles Genusses, unser eigenes Bewußtseyn, über dem Genuß aufgeben, und uns selbst verlieren wollen, um uns in einem andern Wesen, das doch nie wir selbst sind und werden können, wieder zu finden. Selbst wenn ich mich, wie es der Mysticismus will, in Gott verlöre, und ich verlöre mich in ihm, ohne weiteres Gefühl und Bewußtsein meiner : so genöÙe ich nicht mehr; die Gottheit hätte mich verschlungen, und genöÙe statt meiner.* (Hier zitiert nach Herder-Handbuch, Paderborn 2016, 236)

Herder zieht in der Folge die Freundschaft der Liebe vor : *denn wenn die Liebe sich zur Stärke und Dauer einer Ewigkeit erheben will, muß sie erst, von der groben Sinnlichkeit geläutert, ächte und wahre Freundschaft werden.* (ebd. 237)

Ich will das an einem einfacheren Beispiel erläutern : zu Zeiten, da ich noch Dorfschullehrer war, habe ich versucht, den Begriff der Philosophie als „Liebe zur Weisheit“ an einem den Schülern geläufigeren Beispiel verständlich zu machen. Ich habe auf Eric Rohmers Film „Sommer“ zurückgegriffen, in dem der Protagonist, ein junger Mann von vielleicht 20 Jahren, während eines Urlaubs Kontakt zu drei Mädchen hat; zwei dieser Kontakte passten wohl eher zur (sexuell fundierten) Liebe und der dritte zur Freundschaft, und gerade diese letztere Beziehung erweist sich als die tiefer gehende, denn wie die Protagonisten sich wechselseitig versichern : nur in dieser Beziehung könnten sie wirklich „ich“ sein und bräuchten dem potentiellen Partner nichts vorzuspielen; mehr

noch : diese Freundschaft hat sie aus ihrer Vereinzelung herausgerissen und hat ihnen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung gutgetan.

Montag, 3. Februar 2020

Dieses Vor-Bild einer Freundschaft liegt auch meinem Ideal-Bild einer Beziehung vagabundierenden Denkens zu Grunde. Was wir mit unserem endlichen Bewusstsein erreichen können, ist ein Auffinden und Austarieren uns weiterbringender Antinomien. Erforderlich dazu ist ein Bemühen, offen zu sprechen, zuzuhören und gemeinsam abzuwägen. Das aber hieße, dass wir eine grundlegende Ver-ein-igung nicht erreichen können, *das Seyn schlechthin*, wo aller durch unser Urteilen hervorgerufene Widerstreit aufhört, welches Bild Hölderlin in seinen Vorredn zum *Hyperion* entwirft. Egal, wie wir dieses präreflexive Eine benennen wollen, ob Seyn, ob das Göttliche oder Gott oder einfach nur „das Ganze“, wir werden es nicht mit unserem Bewusstsein erreichen können. Das Bewusstsein vollzieht sich in Urteilen (und diese bringen nach Hölderlin eine unvermeidliche Urtheilung in das Ganze), denn mit den Urteilen ist eine Subjekt-Objekt-Spaltung gegeben, wobei das Subjekt das Zugrundeliegende ist (subicere), das sich das entgegenstehende Objekt (obicere) entgegen-stellt.

Selbst wenn wir uns ein übergroßes, dämonisches Subjekt vorstellen (Laplace), das alles außerhalb seines Bewusstseins zu erfassen vermag – es selbst, das ja auch „zum Ganzen“ gehört, bleibt in dieser Konstellation (als bestimmendes Subjekt) draußen. Nehmen wir es mit hinein, bedarf es also eines erweiterten Subjekts, so bleibt dieses ebenfalls außen vor innerhalb der neuen Beziehung; an der S-O-Spaltung kommen wir mit unserer Bewusstseinsstruktur nicht vorbei. Ich finde das nicht weiter tragisch, vielleicht sogar spannungsfördernd, denn uns ist die Aufgabe gestellt, mit den uns möglichen Antinomien zu arbeiten. Ich möchte das Gefühl nicht missen, durch neue Denk-Anstöße (sei es durch Wort, Bild oder Töne) aus dem Schlummer der Alltäglichkeit geweckt zu werden. Es bedarf dazu freilich besonderer Worte (wie etwa in der poetischen Sprache) oder besonderer Bilder (wie etwa in der Kunst) oder besonderer Töne (wie etwa in der Musik).

Das alles würde den jungen Wilden um 1800 nicht reichen. Ihr Kampfbegriff in politisch turbulenter Zeit lautete „Reich Gottes“, zumindest bei den Ex-Stiftlern mit ihrer theologischen Ausbildung, wobei unter „Reich Gottes“ eine andere denn eine bloß theologische Losung gemeint war; es ging ihnen um den *Gott in uns*, also um uns Menschen mit unserer unglaublichen Potenz, unserer unglaublichen Energie, die in einem Leben niemals aufgebraucht werden kann und die ihre Provenienz in der Widerspruchsfreiheit jenseits aller Antinomien hat. Auch wenn ich persönlich sie nicht teilen kann : das ist auch in meinen Augen endlich einmal eine Vorstellung, die den Begriff Selbst-Bewusstsein inhaltlich sinnvoll fasst.

Das muss man vor Augen haben, wenn man Formulierungen wie die in Hegels Gedicht *Eleusis*, für Hölderlin vor ihrem Wiedersehen in Frankfurt geschrieben, liest :

Des Bundes, den kein Eid besiegelte: /der freien Wahrheit nur zu leben,

Frieden mit der Satzung / Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!

Dienstag, 4. Februar 2020

Urteile, die den Bereich des physisch Erfassbaren überschreiten, die über (meta) es hinausgehen, nennt man meta-physische Urteile. Kant, der unsere Erkenntnismöglichkeiten sehr kritisch geprüft hat, ist zu dem Ergebnis gekommen, dass wir in diesem Bereich nicht zu wissenschaftlich gesicherten Aussagen kommen können. Sein Fazit : *Ich musste das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen*. Hier, in diesem Bereich des Glaubens, können wir vagabundierend unterwegs sein, solange wir den Anspruch auf gesichertes Wissen aufgegeben haben (und solange wir den Anspruch aufgeben, auf Grund unserer „wahren“ Religion Ungläubige zu töten). Theologische Dispute sind erlaubt, solange man den Bereich der Theologie nicht mit einer Wissenschaft verwechselt. Dabei gibt es durchaus spannungsvolle Resultate.

Ich schätze hier besonders Nikolaus von Kues (1401 – 1464), wichtiger Philosoph als Bindeglied

zwischen Mittelalter und Neuzeit, Kardinal, also ein Mann der Kirche und zeitlebens um die Einheit oder Ver-ein-igung der opponierenden Kirchen bemüht. Sein Lieblingsbild ist das der *Coincidentia oppositorum*, des Zusammenfalls der Gegensätze, die bei aller Gegensätzlichkeit eine polar strukturierte Einheit bilden. Wer z.B. sein Stift in Bernkastel-Kues aufsucht, wird bemerken, dass die Fenster alle uneinheitlich sind und sich doch in ein sinnvolles Gesamtbild einfügen. Ekkehard Meffert hat in seiner lesenswerten Darstellung (wenn man die anthroposophischen Zugaben beiseite lässt) über Leben und Werk des Kardinals drei Fundamente hervorgehoben :

- 1 das Erlebnis des *Wissenden Nichtwissens* (*docta ignorantia*) als einer höheren Erkenntnisstufe
- 2 die Erkenntnis vom *Zusammenfall der Gegensätze* im Unendlichen (*coincidentia oppositorum*)
- 3 die Einsicht in die spekulative Natur des menschlichen Denkens als einer unaufhörlichen *Kunst der Vermutung* oder *Mutmaßung* (*coniectura*)

(Ekkehard Meffert, Nikolaus von Kues, Stuttgart 1982, 136)

„Für unseren Verstand gilt unverbrüchlich die *Nichtkoinzidenz*. Er kann nicht begreifen, ohne auseinanderzuhalten, ohne eins auf das andere zu beziehen, das heißt aber auch, ohne eins vom anderen übergangslos abzusetzen. Das heißt, der Horizont unseres Verstandeswissens ist das Viele, die Andersheit, das Auseinanderfallen der Gegensätze, die Endlichkeit, in der ein jedes immer nur eins unter anderen, das eine immer nicht das andere und nichts alles-in-einem ist. Der Verstand hält sich mit den Erscheinungen der endlichen Welt, dem vielen Begründeten auf, ohne es auf *einen unendlichen Ursprung* hin sichten zu können. Wo alle Vielheit sich in die Einheit auflöst, jede Bestimmbarkeit durch Andersheit aufhört, die Gegensätze ineinsfallen, da verliert der Verstand sozusagen allen Boden unter den Füßen. Da beginnt jenes Nichtwissen, das aber für den Menscheng Geist zugleich die einzige Möglichkeit ist, doch irgendwie das Unendliche zu sichten, das Unbegreifliche „unbegreifenderweise“ zu „berühren“. (Josef Stallmach, Zusammenfall der Gegensätze. Das Prinzip der Dialektik bei Nikolaus von Kues, Mitteilungen der Cusanus-Gesellschaft 1, Mainz 1968, 61-62) Das Unendliche ist dann das *Nicht-Andere, non aliud*.

Freitag, 7. Februar 2020

Die bisherigen Überlegungen haben gezeigt, mit welcher Skepsis das vagabundierende Denken dem erkenntnistheoretischen Versuch begegnet, das, was (angeblich) außerhalb unseres Kopfes (= Bewusstseins) „existiert“, angemessen (d.h. mit einem philosophischen Terminus ausgedrückt : in seinem An-sich-sein) zu erfassen, egal, ob es sich um ein intendiertes Einzel-Ding oder um das Gesamt der Dinge handelt. Die Gründe für diese Skepsis sind vielfältig, haben aber zu einem großen Teil auch mit dem Problem der Angemessenheit unserer Sprache zu tun. „Sprache“ ist schon um 1800 als in diesem Sinne problematisch angesehen, sei es bei Hölderlin, Kleist oder vor allem bei Wilhelm von Humboldt. Hundert Jahre später, an der Wende zum 20. Jahrhundert, ist erneut vom Sprachverlust die Rede, einhergehend mit dem Verlust von Subjekt und Objekt etwa in den Überlegungen der Quantentheorie. Der Nachhall dieser skeptischen Überlegungen war so stark, dass Gadamer etwa das 20. Jahrhundert eines der Sprach-Thematik genannt hat.

Ich wiederhole mich, wenn ich sage, dass wir gut daran tun, grundsätzlich unsere Erkenntnisfähigkeit im Licht der Skepsis zu sehen, und das trifft auf unsere sprachlichen Leistungen in besonderem Maße zu. Die Mathematik flüchtet sich aus diesem Dilemma in die tote Welt ihrer eigenen Setzungen, die in erkenntnistheoretischer Sicht nicht mehr als Hirngespinnste sind, und die positivistischen „Wissenschaften“ mogeln sich auf ihre nur allzu leicht durchschaubare Methode durch.

Die Frage liegt nun nahe, ob das Heil nicht in einer nicht-begrifflichen, nicht sprachlich fixierten Erkenntnisweise gesucht werden könnte. Sehr zum Verdruss meines Berliner Freundes und Begriffs-Fetischisten Stephan tendiere ich tatsächlich dazu (natürlich angefeuert durch die Diskussion um 1800, die Rolle der Schönheit betreffend) zu versuchen, Wege in der Kunst zu suchen. Kunst wirkt anschaulich, nicht begrifflich fixiert, und sie verzichtet daher auch auf Festlegungen

und Definitionen; im Gegenteil : sie eröffnet Spiel-Räume für Interpretationen. Und das passt unmittelbar zu meiner Ansicht, dass Erkenntnis-Versuche immer „nur“ (individuelle) Interpretationen darstellen. (Ich betone nochmals, dass das „nur“ in meinen Augen keine Einschränkung, sondern eine Erweiterung - als Grundlage für eine Ausdifferenzierung unseres Bewusstseins – bedeutet.)

Einige willkürlich ausgewählte Zitate von Künstlern mögen illustrieren, worum es mir geht : *Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht Unsichtbares sichtbar* (Paul Klee); *Man reduziert auf das Wesentliche, schafft neu aus dem Innern* (Otto Modersohn); *Das Kunstwerk ist ein Gleichnis der Natur, kein Abbild. Es ist der Gedanke, der selbständige Gedanke des Menschen, ein Gesang von der Schönheit der Dinge* (August Macke). Auch diese Statements arbeiten mit Begriffen, die in ihrem sinnhaften Zusammenhang aber nicht fest-setzen oder ein-engen, sondern - wie es eben einem Gleichnis zukommt - erhellen.

Sonntag, 9. Februar 2020

Ein Beweis für diese erhoffte Reichweite der Kunst kann – aus verständlichen Gründen – nicht geführt werden. Wir können hier nur am Beispiel arbeiten. Eine lange Tradition der Auseinandersetzung mit Kunst hat mir vielfältige Veranschaulichungen dieser Art gegeben. Sollen die eben angeführten Zitate mit Leben gefüllt werden, scheiden künstlerische Versuche foto-realistischer Ausrichtung für gleichnishafte Interpretationen ebenso aus wie konsequente Abstraktionen, die keine Spur einer Gegenständlichkeit mehr verraten. Ich suche mit Vorliebe in jenem Zwischenreich, das allgemein als „klassische Moderne“ bezeichnet wird. Dort gehen Abstraktionen mit Verfremdungen (sei es der Formen, sei es der Farben) einher, was nicht von ungefähr an die Verfremdungstechnik in der Literatur eines Brecht oder der Expressionisten erinnert.

Die Frage stellt sich, wie weit die Abstraktionen und / oder Verfremdungen gehen sollen / dürfen, um unserer Erkenntnis auf die Sprünge zu verhelfen. Ich verweise auf mein BERLINER TAGEBUCH, Eintrag 30. November 2015; dort habe ich versucht, meine Eindrücke einer Mondrian-Ausstellung im Gropius-Bau zu vermitteln :

Ich verlasse die Ausstellung mit gemischten Gefühlen, und das liegt an Mondrian selbst. Ich kann nämlich überhaupt nicht erkennen, dass in seinem Schaffensprozess die Farbe letztlich befreit werde - im Gegenteil : sie reduziert sich auf ein kleines blaues Rechteck, das wie von einkerkernden Gitterstäben in höchstem Maße bedrängt wird. Haben mich Mondrians Ansichten im Verlauf der Ausstellung schon immer ratloser gemacht (bis hin zum Kopfschütteln über solche Enge), so sehe ich am Ende die Hoffnungen des vagabundierenden Denkens auf Befreiung von beschränkenden Vor-Stellungen verraten. Mondrian übersteigt den Kulminationspunkt, auf den hin bildliche Darstellung streben sollte (nach meiner Auffassung), und sucht den gegenläufigen Weg in die unnachgiebigste Setzung. Hier von einer "Harmonie" zu sprechen, spricht dem Begriff Hohn. Was ist das denn für eine impotente Harmonievorstellung, die ein angeblich ausgewogenes Verhältnis der Teile sozusagen befiehlt ? Heraklit und seine Nachfolger drehen sich im Grabe um.

Ich kann mit der Reduktion auf nur gerade Linien (und am Ende auf nur eine Farbe) nichts anfangen. Wer die Darstellungsmöglichkeit in dieser Weise reduziert, setzt das Werk in Schranken, kerkert es ein. Am Ende tut mir Mondrian fast leid : Wie muss es in diesem Menschen aussehen, der schon bald festgesetzt hat, dass er beispielsweise die Farbe Grün nicht ausstehen könne und dementsprechend in seinem Werk auch nicht verwenden möchte ? Komplexe ? C.G. Jung hat behauptet, die Aufarbeitung solcher Komplexe helfe im Prozess der Individuation. Davon kann ich bei Mondrian am Ende seiner Entwicklung nichts finden, leider. Bleibt das Werk der mittleren Phase - das sich aber nicht vom Werkverständnis anderer Künstler mit ähnlicher Intention unterscheidet. Muss vagabundierendes Denken sich damit begnügen, gibt es also auch für den Vagabundierenden Grenzüberschreitungen, die er vermeiden sollte ? Die Frage bleibt.

Freitag, 14. Februar 2020

Ein Künstler, der mir immer größere Interpretationsschwierigkeiten bereitet hat, von dem ich aber zugleich weiß, dass er sich sehr penibel mit seiner Materie und seiner Arbeitsweise auseinandergesetzt hat, ist Paul Klee. Schwierigkeiten dieser Art haben mich immer gereizt (bei moderner Musik habe in inzwischen weitgehend passen müssen), und so habe ich mir vor Jahren die schwei-

neteure Gesamtausgabe der Werke Klees gekauft, in der Hoffnung, in den „freien Zeiten“ meines zukünftigen Pensionärs-Daseins mich ihnen widmen zu können. Das sich späterhin offenbarende Problem, dass es diese „freien Zeiten“ niemals geben wird, ließ mich trotzdem diesen „Stachel im Fleisch“ nicht vergessen. Und so bin ich in den letzten Monaten, zögerlich zwar, aber doch unnachgiebig an den Versuch, Klee zu verstehen, gegangen.

Der Zufall wollte es, dass ich beim Griff in meine umfangreiche Klee-Literatur sehr schnell auf die gedankliche Verbindung zwischen Klee und der Romantik gestoßen bin, und bei diesem Hinweis war ich natürlich gleich bei der Sache. „Romantik“ steht hier als Terminus für die gesamten Bemühungen um Ausdruck zu Beginn des 19. Jahrhunderts, also etwa auch bei Kleist : Sein künstlerisches Anliegen (gemeint ist Klee) ist am ehesten zu vergleichen mit dem romantischen Programm von der behutsamen Entfaltung des Gedankens beim Sprechen beziehungsweise beim Zeichnen. (Ulrich Bischoff) Dorothea Richter führt das in ihrer Arbeit „Unendliches Spiel der Poesie. Romantische Aspekte“, Weimar 2004, aus :

Gemeint ist der künstlerische Gestaltungsvorgang selbst, der sich bei Klee im Bewußtsein über ihren natürlichen Zustand hinaushebt, sie gleichsam verwandelt, das Dargestellte ins Poetische steigert. Solcherweise erfüllt sich erst der von Klee gestellte Anspruch einer *Totalisierung*, die aus der *Synthese von äußerem Schein und innerem Schauen* hervorgehen soll. Natur durchläuft dabei unendlich viele Möglichkeiten künstlerischer Produktion. Das heißt für Klee nur zu einem Teil Rückführung der Erscheinungsvielfalt auf Grundphänomene, die urbildlich Gesetzmäßigkeiten und Naturprozesse sichtbar machen können. Es heißt vor allem : Ausweitung, Spiel, Erfindung, also ein Sichtbarmachen von Figurationen und Vorgängen, die in der Natur zwar der Tendenz nach angelegt, realiter jedoch nicht in ihr vorzufinden sind.

Ein solches „Spiel“ verweist bei Klee zum einen auf den Begriff der „romantischen Ironie“ bei Friedrich Schlegel und zum anderen auf das von ihm sehr geschätzte Werk E.T.A. Hoffmanns.

Sonntag, 16. Februar 2020

Unter dem Stichwort „Romantik“ laufen viele kitschige Vorstellungen durch die Welt, die mit der romantischen Bewegung um 1800 aber auch gar nichts zu tun haben. Es geht nicht um Liebe bei Kerzenschein oder Wellness-Hotels oder rote Rosen – wenn, dann sollte es die „blaue Blume“ der Romantik sein, und die zu beschaffen dürfte Schwierigkeiten bereiten.

Keine Romantik ohne Kant und seine Pioniertat herauszustellen, dass die möglichen Objekte unserer „Erkenntnis“ nicht gegeben, sondern von uns hergestellt sind, gemacht sind (vgl. den Eintrag vom 28. Januar 2020). Deshalb sind unsere Aussagen auch unsere „Fakten“.

Keine Romantik ohne Fichte, die „Seele von Jena“ (vgl. den gleichnamigen Artikel auf meiner Internet-Seite), der Kants Ansatz beim Ich radikalisiert hat (und damit zu Zeiten der Französischen Revolution für viel Furore gesorgt hat). Vereinfachend gesagt : die von uns behauptete Welt ist ich-erzeugt, als Objekt selbst ausgewählt und selbst bestimmt. Damit ist sie Geist von unserem Geist.

Die Romantiker nehmen letzteren Gedanken begierig auf, sind be-geist-ert, sehen den gleichen Geist in der Welt und bei uns am Werk, verwerfen aber die Ich-Dominanz und sehen ein egalitäres Verhältnis zwischen dem Ich-Subjekt (dem der Bewusstseinsarbeit Zugrundeliegenden) und dem Objekt, das nun eher partnerschaftlich entgegensteht und nicht von uns entgegengestellt ist. Das ist ein wesentlicher Unterschied. Sieht Fichte außer unserem Ich nur das Nicht-Ich (eine abqualifizierende Kennzeichnung), sieht der Romantiker „statt Nicht-Ich Du“ (Novalis). Das hat nichts mit Verkitschung und Verniedlichung zu tun, auch nicht mit einer Flucht aus der „Realität“, wie meine Schüler nicht müde wurden immer wieder zu äußern, sondern das ist eine anspruchsvolle Aufgabe, an der wir, das merken wir heute sehr nachdrücklich, offensichtlich gescheitert sind. Es geht nicht darum, „grün“ zu wählen oder Elektroautos zu fahren – es geht um nichts Geringeres als um einen Bewusstseinswandel - wie er in ähnlicher Weise vonnöten wäre, wollte man versuchen, die „Einsicht in die Notwendigkeit“ der Marxisten in die Tat umzusetzen. Mir sind übrigens bei diesem Vergleich die Romantiker lieber, da bei ihnen die Kunst-Religion hoch im Kurs steht (Beuys :

„Jeder Mensch ist ein Künstler“); Marxisten fehlt in ihrem Denken eben diese ästhetische Komponente völlig (Georg Lukács möge mir verzeihen). Ihr von Hegel herkommender Arbeitsbegriff bleibt prosaisch-spröde.

Montag, 17 Februar 2020

Dieser „Geist“, von dem die Rede ist, ist also für die Romantiker das, „was die Welt im Innersten zusammenhält“. Das ist keine romantische Erfindung, auch keine Fichtesche, sondern hat seine Wurzeln in den ältesten Kulturen der Welt (Beispiele : „Atman“ im Hinduismus, „Qi“ im Buddhismus, „Pneuma“ bei den Griechen) und steht bisweilen auch für Gott (oder das Göttliche“) oder einfach für die Lebensenergie, die alles (auch uns) durchpulst. Da der Geist „alles“ durchpulst, ist sein Verständnis ganzheitlich ausgerichtet, und da wir kleinen endlichen Menschlein - wie weiter oben schon angemerkt - nicht in der Lage sind, dieses „Ganze“ zu erfassen und schon gar nicht zu durchschauen, haben die Romantiker sich mit Bewusstsein für die Beschränkung auf das Symbol des Fragmentes entschieden. Sie sehen ihre Dichtung (die ja ihre Welt-Anschauung ist) als beständig im Werden an ohne Chance, eine Vollendung zu erreichen.

Es gibt eine knappe und doch gute Darstellung des Phänomens „Das romantische Fragment“ im Netz (von Bayern 2), auf die ich hier der Vereinfachung halber zurückgreife, um nicht meinem germanistischen Drang zur Ausuferung zu frönen. Friedrich Schlegel wird angeführt mit dem Hinweis auf das Fragment als Mittel gegen geistige Fäulnis, als gedankliche Hefe, die ein ins Stocken geratenes Denken zum Gären bringen könne.

Der Artikel hebt für das fragmentarische Denken wesentliche Punkte hervor :

- Wie auch vom vagabundierenden Denken erwünscht / gefordert, „eignet sich das Fragment aufgrund seiner Pointiertheit, Kürze und Beweglichkeit vorzüglich dazu, die Vielstimmigkeit einer komplexen und oft auch widersprüchlichen Wirklichkeit immer wieder neu zu umkreisen und neu zu betrachten“. Gerade weil es unfertig sei, werde das Fragment zum Anstifter eines partnerschaftlichen Dialogs zwischen Autor und Leser.
- Aufgrund dieser partnerschaftlichen Offenheit bestehe der romantische Diskurs „im freien Mit- und Nebeneinander eigenständiger und eigenwertiger Ideen“ und verzichte auf „bevormundende Lehrsätze fertiger, erstarrter Systeme“.
- Inhaltlich komme dem Fragment zugute, dass im romantischen Denken alles mit allem zusammenhänge und es das Unendliche im Endlichen repräsentiere und so seiner Aufgabe gerecht werde.

Zu diesen Überlegungen passt ein weiteres Schlegel-Zitat gut, die Ironie betreffend : „Ironie ist klares Bewusstsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.“ Dieses Zitat hat es in vielfacher Hinsicht in sich : In einer Zeit, in der die Klassiker um Goethe und Schiller sich bemühen, die abgerundete Vollendung des Kosmos zu idealisieren, setzt Schlegel auf das gegen- teilige Ideal des Chaos, und er setzt als Attribut erster Ordnung „vollen“ und verschärfend als Attribut zweiter Ordnung „unendlich“ hinzu. Was er betonen will, ist einsichtig : die „ewige Agilität“, die ewige Beweglichkeit unseres Bewusstseins, die an die Stelle erstarrter Ordnungen treten soll. Aber wie passt das „klare Bewusstsein“ dazu, das wir eher mit Ordnungsstrukturen denn mit Chaos verbinden ? Wie soll der, der bewusstseinsmäßig ewig in Bewegung ist und seine Vor-Stellungen immer wieder befragt und aufhebt, zu klaren Aussagen kommen ? Gewiss, Schlegel hat eine diabolische Freude an seinen provozierenden Formulierungen, aber er meint es, zumindest zu diesem Zeitpunkt der Abfassung der Athenäums-Fragmente, ernst damit. Er gibt auch weitere Erklärungen, so im Fragment 116, wenn er von der von ihm so genannte „progressiven Universalpoesie“, die nicht nur Poesie, sondern auch Philosophie umfassen soll, sagt : „Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln

vervielfachen.“ Die „Potenzierung der Reflexion“ ist das Zauberwort, und deren Mittel soll die Ironie (Beispiel : siehe oben das „Spiel“ bei Paul Klee) sein.

Donnerstag, 20. Februar 2020

Weiberfastnacht – die Gedanken schweiften zurück in die Jugend, nach Köln. Weiberfastnacht war der schönste Tag des Karnevals, noch unverbraucht. Wir Schüler vom Schiller-Gymnasium wagten es an diesem Tag, die Demarkationslinie zum benachbarten E.v.T.-Mädchengymnasium zu überschreiten und als eigentlich brave Bürger-Söhne über die Stränge zu schlagen. Die erstarrte, unbewegliche „Realität“ des Alltags wurde provozierend angegangen und überschritten. Im weiteren Verlauf des Tages kam das Kölsch dazu, doch davon und vom traurigen Ende schweigen wir besser.

Unser Deutschlehrer, Herr Dr. Zick, ein etwas zu sehr von sich selbst überzeugter Vertreter seiner Spezies, der aber immerhin dafür verantwortlich ist, dass ich meine ursprünglichen Pläne, Jurist zu werden, in die Tonne gekloppt und stattdessen Germanistik und Philosophie studiert habe – er kam eines herrlichen Maitages des Jahres 1967 (ich bin 67er, nicht 68er !) in die Klasse und begann aus der Erzählung „Der goldne Topf“ von E.T.A. Hoffmann vorzulesen. Das war für mich der Beginn eines neuen Lebens, die Berührung mit dem Soundtrack meines Lebens (von Paul Butterfield stammt die wundervolle Feststellung : The music you’re listening to, becomes the soundtrack of your life) durch die ersten Akkorde der Romantik, die ich begierig in mich einsog.

E.T.A. Hoffmann, dieser skurrile kleine Mann und künstlerisches Multitalent (Musiker – das A. in seinem Namen hat er sich in Verehrung für Mozart selbst gegeben -, Zeichner und Schriftsteller) ist für mich bei weitem der lesenswerteste aus der Reihe meiner Lieblingsschriftsteller geblieben und „Der goldne Topf“ so etwas wie eine Art Bibel. Es wird erzählt, wie der immer etwas tolpatschige Student Anselmus, der deswegen Probleme hat, in der bürgerlichen Welt Fuß zu fassen, den ihm eigentlich vorgezeichneten Weg einer Hofrats-Karriere zugunsten von Serpentina, einem kleinen grünen Schlänglein, aufgibt und von deren Vater, dem Archivarius Lindhorst, der aber auch als Geier auftreten kann, mit dem Wunderland Atlantis in Berührung gebracht wird und sich schließlich dort für eine Dichter-Existenz entscheidet.

Das für Hoffmann Charakteristische ist nun, dass er nicht nur zwei Welten aufzeigt, sondern sie ineinandergreifen, auseinander entstehen und nebeneinander bestehen lässt. Das Beispiel einer Erzählung des Archivarius Lindhorst im Kreise seiner Kollegen mag das illustrieren :

„Nun, was denn“, erwiderte der Archivarius Lindhorst, „das, was ich soeben erzählt, ist das Wahrhaftigste, das ich euch aufzischen kann, ihr Leute, und gehört in gleicher Art auch zu meinem Leben. Denn ich stamme eben aus jenem Tale her. Und die Feuerlilie, die zuletzt als Königin herrschte, ist meine Ur-ur-ur-ur-Großmutter, weshalb ich denn eigentlich ein Prinz bin.“ – Alle brachen in ein schallendes Gelächter aus.-
„Ja, lacht nur herzlich“, fuhr der Archivarius Lindhorst fort, „euch mag wohl das, was ich freilich nur in ganz dürftigen Zügen erzählt habe, unsinnig und toll vorkommen, aber es ist dessen unerachtet nichts weniger als ungereimt oder auch nur allegorisch gemeint, sondern buchstäblich wahr.“

Im Hause des Archivarius trifft Anselmus dessen Tochter Serpentina, der er zuerst in ihrer Gestalt als Schlänglein begegnet ist : *Sehnsuchtsvoll schaut Anselmus nach dem herrlichen Tempel, der sich in weiter Ferne erhebt. Die künstlichen Säulen scheinen Räume ... Anselmus schreitet dem Tempel zu, er betrachtet mit innerer Wonne den bunten Marmor, die wunderbar bemoosten Stufen. „Ach nein“, ruft er im Übermaß des Entzückens, „sie ist nicht mehr fern !“ Da tritt in hoher Schönheit und Anmut Serpentina aus dem Innern des Tempels, sie trägt den goldnen Topf, aus dem eine herrliche Lilie entsprossen.*

Ja, das war’s dann, für dieses Leben war ich an die „Realität“ von Atlantis verloren, auch wenn ich nicht Schriftsteller in Atlantis, sondern popeliger Dorfschullehrer eines kirchlichen (!) Privat-Gymnasiums in der Provinz geworden bin. Ich habe also zwei Existenzen geführt, eine prosaische und eine poetische, die sich nicht bekämpft, sondern im Sinne der Polarität wechselseitig ergänzt und gesteigert haben. Meinen Schülern konnte ich das leider nicht vermitteln; als ich ihnen – wie es einst mein Deutschlehrer getan - den Text vorlas, fragten sie, ob Anselmus bekifft sei. Ja, jeder, wie er kann (oder eben nicht kann). Mir war immer die Phantasie das naheliegende und ganz

natürliche Mittel der Bewusstseinsweiterung.

Freitag, 21. Februar 2020

„Bewusstseinsweiterung“ ohne Drogen, dafür gefördert durch das Mittel der Ausdifferenzierung in Auseinandersetzung mit Impulsen von außen – das ist für mich Weg und Ziel zugleich, wobei das „Ziel“ offen bleibt als immer nur vorläufiger Kulminationspunkt einer lebendigen Entwicklung. Dabei baue ich, wie oben dargestellt, auch auf die Impulse, die von der Kunst ausgehen, Aus diesem Grund bei Klee gelandet, finde ich ein sehr hoffnunggebendes Zitat von ihm : *Die Kunst spielt mit den letzten Dingen ein unwissend Spiel und erreicht sie doch.* (aus Klee, *Das bildnerische Denken*). Dieses *Spiel* spielt er immer wieder gern mit E.T.A. Hoffmann, dessen Werk er schätzt und mit dem er sich in etlichen seiner eigenen Werke auseinandersetzt, so auch mit dem „Goldnen Topf“ im Bild „Hoffmaneske Märchenszene“. Jürgen Walter hat dieses Sujet zum Gegenstand einer Interpretation gemacht („Hoffmaneske Märchenszene“ – E.T.A. Hoffmann und Paul Klee, in : Antaios Band IX, Nr. 5, Stuttgart 1968), die ich für sehr gelungen halte und deren wesentliche Gedanken ich hier referieren möchte.

Walter nennt Klees Bild „nicht eine bloße Illustration des Hoffmannschen Märchens, sondern eine vom gleichen Punkt ausgehende ironische Parallele, nicht Abbild einer ironischen Erzählung, sondern ihre spielerisch-ironische Paraphrase mit bildnerischen Mitteln : eigentlich eine Ironie der Ironie“. Beide, Klee und Hoffmann, gehen also - nach Walter – von einem gleichen Punkt aus : „Künstlerisch-schöpferisches Tun ist hier zuerst Suche nach einem Ursprungspunkt, nach einer tiefsten Quelle, *etwas näher dem Herzen der Schöpfung* (Klee, Tagebücher), ist Suche nach einem Ort des *heiligen Einklangs aller Wesen*, in dem *das Ganze* faßbar wird. Der Weg dorthin liegt im Überschreiten dessen, was ist, liegt im Transzendieren der empirischen Realität. Beschränkt wird dieser Weg, indem sprachliche beziehungsweise bildnerische Mittel aus bloßer Abbildungs- und Beschreibungsfunktion gelöst werden, das heißt : durch ein freies Fabulieren, das bildnerisch zur Ungegenständlichkeit, sprachlich über die Auflösung aller empirischen Zeit- und Raumdimensionen zum reinen Wortgeklingel werden kann“ (etwa im Gesang der drei Schlänglein, der Töchter des Archivarius). „Am Ende dieses Weges aber liegt der Punkt, in dem sich, wie Hoffmann sagt, *das tiefere Geheimnis der Natur offenbart*, und Klee fügt dem gleichsam hinzu : *Offenbarung ist Einblick in die Werkstatt der Schöpfung. Dort liegt das Geheimnis*,“ Künstlerisches Wohnen im Lande Atlantis ist der Versuch, diesem Geheimnis näherzukommen. Klee : *Meine Hand ist ganz Werkzeug einer fernen Sphäre. Mein Kopf ist es auch nicht, was da funktioniert, sondern etwas anderes, ein Höheres, Ferneres, irgendwo. Ich muß da große Freunde haben, helle, aber auch dunkle.*

Was das für die konkrete Arbeit am Text / Bild bedeutet, versucht Walter aufzuzeigen. Das kann hier nicht mehr Thema sein. Wenn ich mir eine Bemerkung erlauben darf : Hoffmanns Erzählung bringt mich mühe-los in die Nähe dieses „Punktes“, ich brauche nur mit ihm mitzugehen. Um ein Verständnis zu Klee zu finden, bedurfte es - bezüglich meiner Person – der Erklärungen und der Hinweise auf Hoffmann. Da kommt meine frühere Ansicht wieder zum Tragen, dass ein Kunstwerk eigentlich ohne erklärende Hilfestellung einsehbar sein müsste ... Wir bedürfen, so meine Überzeugung, gerade in problematischen Tagen wie unseren der Wege, auch ohne eine elitäre Ausbildung zu den Einsichten zu kommen, die not-wendig sind, um den Raum der gesellschaftlichen Praxis, in dem im Moment so vieles so falsch läuft, umzugestalten. Wie sonst macht es Sinn, „Einsicht in die Notwendigkeit“ zu fordern ?

Montag, 24. Februar 2020

Dieser Terminus ist über Heine und Engels in das marxistische Denken gekommen. Hinter diesen beiden aber steht, als graue Eminenz sozusagen, der Übervater Hegel. Die ZEIT vom 13. Februar hat eine Doppelseite der Frage gewidmet : „Warum jetzt Hegel lesen ?“ Ihre Meinung dazu haben abgegeben in einem längeren Statement die Philosophin Judith Butler, die als „eine der prägenden

Stimmen der Gegenwart“ vorgestellt wird, und in einem kürzeren Statement der Philosoph Klaus Vieweg, der jüngst eine beachtete umfangreiche Arbeit über Hegel veröffentlicht hat (Hegel. Der Philosoph der Freiheit, München 2019).

Frau Butler nennt „diesen Denker der Moderne hilfreich“, da auch er am Ende einer Epoche gelebt habe, wie wir. „Hegels Philosophie erlaubt uns, zu verstehen, wie aus potentiell gewaltsamen Konflikten soziale Bindungen erwachsen, und richtet sich damit an die Gegenwart und unsere Desorientierung.“ Sie verweist auf die *Phänomenologie des Geistes* und hier konkret auf das Kapitel des Selbstbewußtseins, das im „Satz des Selbstbewusstseins“ gipfelt : *Das Selbstbewußtsein ist an und für sich, indem und dadurch daß es für ein Anderes an und für sich ist, d.h. es ist nur als ein Anerkanntes*. Diese Formulierung zu Beginn meines Philosophie-Studiums aufgenommen und verarbeitet zu haben, hat großen Einfluss auf mein weiteres Studium und darüber hinaus auf mein Leben gehabt. Wir werden noch davon reden. Ohne die wechselseitige Anerkennung mit einem anderen Subjekt gibt es kein Selbstbewusstsein, das diesen Namen verdient. Das geht weit über eine bloße pragmatische „do ut des“- Verbindung hinaus, in der ich gebe, weil mir gegeben wird. Hegel beschreibt ausführlich den Prozess, in dem ich einem Anderen begegne, mich zunächst in ihm verliere und dann bereichert zu mir selbst zurückkehre. Überträgt man dieses Modell auf die Vorstellung einer „gelingenden symmetrischen Kommunikation“, so sind wir beim vagabundierenden Denken.

In der Theorie gibt es dieses Modell also, doch zeigt die Erfahrung der Praxis, dass die Beteiligten sich sehr schnell aufspalten in den Antagonismus von Herrschaft und Knechtschaft, der bis zum Kampf auf Leben und Tod gehen kann, in der gemäßigten Zone der bürgerlichen Gesellschaft sich in der Regel auf Ausbeutung und Unterdrückung beschränkt. Die Erfahrung aber, so hat Schiller in seinen Briefen 10 – 15 „über die ästhetische Erziehung des Menschen“ gezeigt, ist der Probestein für eine Idee nicht. Auf welchem Wege wir das, was wir in der Theorie als menschengemäß und menschenwürdig ausgemacht haben, auch für die praktische Umsetzung einfordern, mag sehr unterschiedlich sein – Hauptsache ist, dass wir die Idee verbreiten (über Bildung) und dass wir selbst sie vorleben. Dann würden auch die, die heute noch keine Ahnung davon haben, über die Erfahrung einsehen, welch unglaubliches Potential in einer solchen wechselseitigen Anerkennung steckt.

Judith Butler :“Die Grenzen, die wir ziehen, um uns von anderen zu unterscheiden, scheinen zunächst überlebensnotwendig zu sein.“ (Ich nenne das eine vorläufige und unzureichende erste Stufe der Aufklärung, die dringend der Ergänzung durch die 2. Stufe der Aufklärung bedarf, die zu vermitteln Aufgabe der Bildung wäre.) „Doch diejenigen, die wir ausschließen, sind auch die, von denen wir – in ihrer Abwesenheit – abhängen, um das zu konstruieren, was wir unsere Identität nennen. Jenseits der Identität aber liegt die Chance der gegenseitigen Verwandlung – einer Verwandlung, die (...) die Möglichkeit einer transformierenden und belebenden wechselseitigen Anerkennung akzeptiert. Die geschlossene Grenze definiert die Menschen innerhalb der Grenze durch die, die zurückgewiesen wurden. Nur durch den Kontakt mit dem, was unerwartet, furchteinflößend und verheißungsvoll ist, erkennen wir - hoffentlich nicht zu spät – die Bindungen, die uns, ohne dass wir es wüssten, fördern und wahrhaft lebendig sein lassen.““

Ich kann Frau Butler - ihrer Textauswahl und den von ihr daraus gezogenen Konsequenzen – nur zustimmen (wie übrigens Herrn Vieweg auch, der auf den 847 Seiten seiner Hegel-Biographie zu verdeutlichen versucht, dass Hegel nie der Preußen-Knecht gewesen ist, zu dem ihn Biographen gerne haben machen wollen – vielleicht um das Potential seiner Überlegungen zu diffamieren -, sondern der Denker der Freiheit, und das nicht nur in seinen Jugendtagen als Anhänger der Französischen Revolution (schon im Tübinger Stift); Vieweg sieht Hegels primäre Leistung in dessen neuer Logik des Begriffs, die bei Hegel die Logik der Selbstbestimmung sei).

Hätte man mich gefragt, hätte ich auf Hegels Entwicklung der Dialektik verwiesen, die schon die ganze *Phänomenologie des Geistes* durchpulst, auf sein Verständnis von *Aufhebung* und des Motors der *bestimmten Negation*. Von diesen Termini *nächstens mehr*.

Sonntag, 1. März 2020

In der ZEIT vom 27. Februar 2020 geht der Kulturwissenschaftler Klaus Theweleit, auf ewig verbunden mit seinem Standardwerk „Männerphantasien“, der Frage nach, warum Männer sich so verhalten, wie sie sich verhalten. Anlass des Gespräches in der ZEIT ist die Neuauflage des Bestsellers. Darin vertritt Theweleit hinsichtlich der zur Untersuchung stehenden Männer (es handelt sich um Zeugnisse von Freicorpsoldaten aus den 1920er Jahren) die These der Figur des „Nicht-Zu-Ende-Geborenen-Seins“ : „Statt Beziehung wird ein Panzer ausgebildet, um realitätstüchtig zu werden und das angsterfüllte instabile Innere im Zaum zu halten. Dadurch kann die Ich-Struktur nicht entstehen, also dass ich weiß, wo ich anfangen und wo ich aufhören. Deswegen findet der soldatische Mann Drill und Hierarchien so wichtig. Weil sie ihm Körpergrenzen verpassen. Er muss wissen, wo oben und unten ist, und wenn sich da was ändert, fühlt er sich bedroht, und im schlimmsten Fall fordert er, dass das, wovon er sich bedroht fühlt, entfernt wird. Und aus diesem Grund sage ich, Faschismus ist primär keine Ideologie, sondern ein Körperzustand. Die Ideologie ist Schwachsinn und als solcher auch leicht identifizierbar: Die ist nur draufgeklebt.“

„Dass das, wovon er sich bedroht fühlt, entfernt wird“ – auf welches kapitale Verbrechen der letzten Monate trafe das nicht zu ? Es klingt also nach einer plausiblen Erklärung. Die fehlende Ich-Struktur gälte es herzustellen, „Balancen herzustellen ist die Kunst“. Auf die Nachfrage der Interviewerin, ob die Attentäter keine geworden wären, wäre man ihnen als kleinen Kindern bindungsorientierter begegnet, antwortet Theweleit recht schwammig : „Ich glaube, ganz weg wäre dieser Killertypus nicht, aber seltener.“ Dreifache Schwammigkeit : „ich glaube“, „ganz weg“ und „seltener“, dazu der Konjunktiv II, den man ihm hier aber nicht anlasten kann, da er spekulativ gefragt wurde. Trotzdem ist auch die Interviewerin mit dem Gespräch nicht zufrieden und bleibt ratlos zurück.

Ratlos wollen wir aber nicht sein, also müssen wir versuchen weiterzudenken. Menschliches Wahrnehmen und, daraus folgend, menschliches Urteilen ist immer mit einer Wertung versehen und damit interessegeleitet. Die Ausnahme bildet das erkenntnistheoretisch impotente und damit irrelevante mathematische Urteil, das rein unserem Hirn entstammt. Die angesprochene immanente Wertung ist nicht jedermann ohne weiteres einsichtig. Das Bewusstsein muss das erst in einem schmerzvollen Weg der Enttäuschungen erfahren (und wird am Ende einsehen, durch diese Enttäuschungen wesentlich mehr gewonnen als verloren zu haben). Hegel beschreibt einen solchen Weg in seiner *Phänomenologie des Geistes*, beginnend mit der vermeintlich gesichertsten Wahrnehmung des „hier“ und „jetzt“. Wenn ich jetzt wahrnehme, dass es Tag ist, und diese Wahrnehmung als Wahrheit aufschreibe (eine Wahrheit kann durch Aufschreiben ja nicht verlieren) und das Aufgeschriebene zur Nachtzeit mir wieder vornehme, muss ich feststellen, dass die Wahrheit „schal“ geworden ist.

Also schon die einfachste sinnliche „Gewissheit“ erweist sich als problematisch oder besser gesagt : als Interpretation. Um wie vieles problematischer sind Aussagen zum Beispiel geschlechtsspezifischer Art (wie oben am Beispiel Theweleits angesprochen). Das ist das reinste Wespennest, angefangen vom „Physiologischen Schwachsinn des Weibes“ (Möbius) um die Jahrhundertwende bis zu den schrillsten Stellungnahmen in der gegenwärtigen Gender-Debatte. (Der Terminus „Debatte“ ist schon verräterisch, kommt er doch vom franz. *Debattre* = kämpfen.) Die Geschlechtsidentität steht hier nicht als neutraler Untersuchungsgegenstand an, sondern es geht um die intendierte Einordnung in eine soziale Kategorie, in die „die Anderen“ jemanden einpfuschen wollen, die aber, das ist kein Geheimnis, starken Einfluss nimmt auf die Selbstwahrnehmung des entsprechenden Menschen, auch auf sein Selbstwertgefühl und damit auf sein eigenes Rollenverständnis. Sartres Erzählung „Die Kindheit eines Chefs“ zeigt das beispielhaft, aber auch ein Theaterstück wie Max Frischs „Andorra“.

Wir haben uns vorgenommen, weiterzudenken und damit weiter zu denken. Das wird uns nicht gelingen, wenn wir uns mit unserer – ebenso unmaßgeblichen Ansicht – in die Debatte einklinken. Was tun ? Manchmal ist es ratsam, auszusteigen und versuchsweise die Sache von außen

zu betrachten. Vielleicht können wir so, indem wir das radikal tun (Radix = Wurzel), an die Wurzel des Problems herankommen.

Ich bin in einer Zeit aufgewachsen, als gender diversity (Geschlechter-Vielfalt) nicht nur ein Fremdwort war, sondern für den, der aus festgelegten Bahnen ausbrechen und sein Geschlecht selbst bestimmen wollte, mit nachhaltigen Sanktionen belegt war (hierin der sexuellen Orientierung ähnlich). Hinsichtlich der Duldung bis hin zur offiziellen Akzeptanz hat sich inzwischen früher Unvorstellbares entwickelt. Das heißt aber nicht, dass diese Entwicklung auch in den Köpfen wirklich stattgefunden hat. Was sich unter deutschen Dächern so tut, will man wahrscheinlich gar nicht wissen. So wie die faktische Dominanz des Mannes über die Frau immer noch gang und gäbe ist (fürchte ich), so ist es das Nicht-Akzeptieren des Ausbrechens aus festgelegten Geschlechterzuordnung ebenso.

Im Begriff „Zuordnung“ steckt „Ordnung“, und die hat ihren Sinn darin, Orientierung zu ermöglichen (s.o. bei Theweleit „Drill und Hierarchien“) in einem festgefügt System, eine Orientierung, der eine dementsprechend festgefügte Handlung folgt. Das gilt analog zur Sprache, zur Grammatik, weshalb man auch von einer „Grammatik des Patriarchats“ sprechen kann (vgl. hierzu Brigitte Wartmann, Die Grammatik des Patriarchats. Die „Natur“ des Weiblichen in der bürgerlichen Gesellschaft, in : Ästhetik und Kommunikation 47, 1982)

Am Beispiel der Sprache erkennen wir das Problem der Ambivalenz : Zum einen werden wir uns ohne Grammatik und Begriffsfestlegungen nicht verständigen können (einschließlich der bewussten Übertretung und Erweiterung der Grammatik etwa in der Lyrik), zum anderen führt die Regelgebundenheit und die festgelegte Denotation der Begriffe zu impotent-genormten Aussagen, die jegliche Offenheit und Kreativität des Denkens unmöglich machen.

Wenn wir also in die Gender-Debatte einstiegen und versuchten, bei deren Spielregeln mitzumischen, dann läge uns offensichtlich mehr daran, verengte und verengende Meinungskämpfe als einen offenen Dialog zu führen. Letzterer hätte eine ganz andere Zielsetzung : er sähe seinen Sinn darin, nicht nur die Spannung der Meinungsvielfalt offenzuhalten, sondern hätte auch die Absicht, zu enge Vor-Stellungen aufzubrechen und die gedankliche Tiefe an Ausdifferenzierungen auszuloten.

Dienstag, 3. März 2020

Gehen wir also an die Arbeit. Was muss getan / gedacht werden, um sich nicht davon leiten zu lassen, „das angsterfüllte instabile Innere im Zaum zu halten“, sondern eine flexible „Ich-Struktur“ zu entwickeln (beide Zitate s.o.: Theweleit) ? „Flexibel“ ist sie als offene, werde-lustvolle, und wer über eine solche auch nur im Ansatz verfügt, hat kein instabiles Innere und ist schon gar nicht angsterfüllt.

Meiden wir also die entsetzlichen, zu nichts (außer zum Hass) führenden Grabenkämpfe (wir sind damit wieder beim Eingangsthema vom 29. Dezember angekommen) und meiden auch verengende Festsetzungen jeglicher Art. Solche sind auch bei C.G. Jung zu finden, der eigentlich vom bloßen Modellcharakter von Überlegungen ausgegangen ist. Hinsichtlich der Vorstellungen von „männlich“ und „weiblich“ hat Jung den (zunächst) progressiven Versuch gewagt, die Kategorien zu öffnen, indem er festgestellt (sic !) hat, dass beides, Männliches wie Weibliches, über Animus und Anima in jedem von uns vorhanden sind – in ganz individuellen Mischungsverhältnissen. Um eine solche Feststellung sinnvoll zu füllen, muss er aber in den sauren Apfel beißen, den Kategorien Orientierungen und Tendenzen zuzuschreiben. Damit ist er (wie überhaupt häufiger in seinem Werk) von kategorialen Ordnungsstrukturen nicht frei.

Gehen wir also über Jung hinaus und fragen uns, was denn grundsätzlich dem Menschen (jenseits von gender-diversity-Strukturen) an Fähigkeiten und damit letztlich auch zu verantwortenden Verpflichtungen zukommt (schließlich liegt in dem, was den Menschen ausmacht, auch seine *differentia specifica* zum Tier, das, was die Menschen-Würde ausmacht – wenn der Terminus überhaupt Sinn machen soll).

Die Philosophiegeschichte hat für diese spezifische Differenz verschiedene Namen gefunden, meint aber im Grunde immer, dass der Mensch das einzige Wesen ist, das sich selbst bewusst zum Gegenstand seiner Überlegungen machen kann; dass er das einzige Wesen ist, dem es in seinem Sein um dieses Sein geht. Das heißt, die Menschenwürde könnte durchaus in dem liegen, was wir „Reflexionsvermögen“ nennen : lat. reflectere = sich zurückbeugen auf sich selbst als den Urheber des eigenen Denkens und Handelns. (Der geneigte Leser merkt, dass ich absichtlich vorsichtig formuliere, um nicht auch dem begrifflichen Festsetzungs-Wahn zu erliegen; der Begriff „Reflexionsvermögen“ gereiche uns zunächst zur Arbeitshypothese. Auf Arbeitshypothesen und Konjekturen kann das vagabundierende Denken - als Ausgangspunkte für ein Gespräch - nicht nur nicht verzichten, sondern sie sind die materielle Voraussetzung zur kritischen Auseinandersetzung.)

Wenn wir vom einem reflektierten und zugleich offenen Zugang zur wahrnehmbaren Objekt-Welt reden, so ist immanent, diese Welt nicht als statisch aufzufassen, sondern sie ihrerseits als im Fluss befindlich anzusehen. Ich-Bewusstsein und Welt, so eine mögliche weitere Arbeitshypothese, stellen Fließgleichgewichte dar. Diese Anschauung ermöglichte es uns, uns nicht nur uns selber gegenüber in der Ver-Antwortung zu sehen (Guardini hat darauf hingewiesen, dass das bedeutete, dass wir mit unserer Persönlichkeit selber in die Antwort hineinkommen müssten), sondern auch dem gegenüber, was wir „Natur“ oder „Seyn“ nennen. Hölderlin und die Romantiker lassen grüßen.

Letztere Auffassung ist nicht die einzig mögliche. Einmal ganz abgesehen davon, dass man die Objekt-Welt auch als statisch ansehen könnte, gibt es bei der dynamischen Variante verschiedene Spielarten. So wird ein deterministisch ausgerichteter Interpret davon ausgehen, dass die Welt sich ohne Plan nach dem Kausalitätsprinzip entwickle oder mit „Plan“ schicksalhaft verändere. Im ersteren Fall wird der Interpret aus der naturwissenschaftlichen Ecke kommen, im letzteren Fall seine Ansichten aus dem Glauben an irgendein Schicksal speisen. Beide Modelle überzeugen mich nicht; das naturwissenschaftliche legt ein isoliertes Prinzip zugrunde, das schicksalhaft geprägte verlangt einen Glauben, den ich nicht teilen kann. Meine Ablehnung ist aber kein hinreichender Grund, diese Modelle nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Mein Modell folgt – das dürfte aus den bisherigen Überlegungen heraus klar geworden sein – dem des Geist-Prinzips. Geist ist ein Selbstverhältnis, und setze ich das als Prinzip (Setzung !), gehe ich davon aus, dass dieses Prinzip mein Ich durchwaltet ebenso wie die anderen Ichs und auch das sog. „Nicht-Ich“, die materielle Außenwelt, die damit eben nicht nur materiell, sondern durchgeistigt ist. In mir und außer mir waltet der gleiche Logos, der schwer zu durchschauen ist, weil er es liebt, sich zu verbergen, wie schon am Anfang abendländischen Denkens Heraklit behauptet hat. Ich folge Heraklit in seiner These, dass alles fließe, ebenso wie in der These, dass es eben von besagtem Logos durchwaltet sei. Dieser Ansatz kennt nicht wie der deterministische Fremdbestimmung, sondern ist durchgängig selbstbestimmt und verlangt von uns ein hohes Maß an Selbstbeherrschung aus Rücksicht auf alle anderen Selbstbestimmungen (hier hat das Prinzip der sozialen Anarchisten seinen Platz : „Selbstbeherrschung ohne Fremdbeherrschung“). Ergebnis wären „paradiesische“ Zustände mitten in der Realität, ohne Hass und egoistische Kämpfe, Zustände, die ein hohes Maß an Engagement und Arbeit (im Hegelschen Sinne) voraussetzen.

Freitag, 6. März 2020

Nun haben wir unsere männlich strukturierten Kotzbrocken etwas aus den Augen verloren. Dass sie viel, sehr viel zu lernen hätten, um einer solchen Welt teilhaftig zu sein, versteht sich von selbst. Und nicht nur sie, sondern alle einseitig denkenden und handelnden Wesen stünden vor der gleichen Aufgabe, sich zu „bilden“ (selbstverständlich geht es bei dem hohen Maß an erwarteter Selbstverantwortung als Zielsetzung um Selbst-Bildung), sich zu dem zu machen, was Schiller in seinem 4. Brief über die ästhetische Erziehung fordert : in der „vollständig anthropologischen Schätzung“ ein autonomer Mensch (mit einer entsprechenden Menschen-Würde) zu sein.

Ist eine solche Ich-Struktur angestrebt, hat die Angst keine Chance mehr und alle Verkrüppelungen menschlichen Agierens wie Hass und Herrschaft und Knechtschaft sind in ihrem Impetus sinn- und zwecklos. Christa Wolf hat in ihrer „Kassandra“ die Verlogenheit und Hohlheit primär männlichen Verhaltens aufgezeigt, indem sie die „Helden“-Geschichte von Troja neu geschrieben hat. Aber was für die Männer gilt, gilt in gleichem Maße für die Frauen, auch wenn Christa Wolf ihr Schreiben in Abgrenzung zum männlich-linearen „weibliches Schreiben“ nennt : *Inwieweit gibt es wirklich „weibliches“ Schreiben ? Insoweit Frauen aus historischen und biologischen Gründen eine andere Wirklichkeit erleben als Männer. Wirklichkeit anders erleben als Männer dies ausdrücken. Insoweit Frauen nicht zu den Herrschenden, sondern zu den Beherrschten gehören, jahrhundertlang zu den Objekten der Objekte. Objekte zweiten Grades, oft genug Objekte von Männern, die selbst Objekte sind, also, ihrer sozialen Lage nach, unbedingt Angehörige der zweiten Kultur; insoweit sie aufhören, sich an dem Versuch abzuarbeiten, sich in die herrschenden Wahnsysteme zu integrieren. Insoweit sie, schreibend und lebend, auf **Autonomie** aus sind. Da begegnen sie dann den Männern, die auf Autonomie aus sind. **Autonome Personen, Staaten und Systeme können sich gegenseitig fördern, müssen sich nicht bekämpfen wie solche, deren innere Unsicherheit und Unreife andauernd Abgrenzung und Imponiergebärden verlangen.** (Zitat aus der dritten Frankfurter Vorlesung als Vorbereitung auf den Text „Kassandra“) (Ich verweise auf meine Interpretation der „Kassandra“ unter dem Titel „Wer wird wann die Sprache wiederfinden“, erhältlich im Buchhandel und kostenfrei auf meiner Internetseite: hier findet sich auch eine Abhandlung zu Leben und Werk Christa Wolfs unter dem Titel „Vom marxistischen zum weiblichen Schreiben“; hieraus abschließend noch ein Textauszug :)*

Im gleichen Gespräch verweist die Autorin deutlich auf das Ziel ihres Schreibens : ... nämlich auf die Hervorbringung neuer Strukturen menschlicher Beziehungen in unserer Zeit. Die weiterführenden Gedanken sollen ihrer unmissverständlichen Deutlichkeit wegen ausführlicher zitiert werden : *Dies ist durchaus 'eingreifende' Schreibweise, nicht 'subjektivistische'. Allerdings setzt sie ein hohes Maß an Subjektivität voraus, ein Subjekt, das bereit ist, sich seinem Stoff rückhaltlos (das sagt man so hin; jedenfalls so rückhaltlos wie möglich) zu stellen, das Spannungsverhältnis auf sich zu nehmen, das dann unvermeidlich wird, auf die Verwandlungen neugierig zu sein, die Stoff und Autor dann erfahren. Man sieht eine andere Realität als zuvor. Plötzlich hängt alles mit allem zusammen und ist in Bewegung; für 'gegeben' angenommene Objekte werden auflösbar und offenbaren die in ihnen vergegenständlichten gesellschaftlichen Beziehungen (nicht mehr jenen hierarchisch geordneten gesellschaftlichen Kosmos, in dem Menschenpartikel auf soziologisch oder ideologisch vorgegebenen Bahnen sich bewegen oder von dieser erwarteten Bewegung abweichen); es wird viel schwerer, ich zu sagen, und doch zugleich oft unerlässlich. Diese Suche nach einer Methode, dieser Realität schreibend gerecht zu werden, möchte ich vorläufig 'subjektive Authentizität' nennen - und ich kann nur hoffen, deutlich gemacht zu haben, dass sie die Existenz der objektiven Realität nicht nur nicht bestreitet, sondern gerade eine Bemühung darstellt, sich mit ihr produktiv auseinanderzusetzen. (IV, 408 f.)* Dem ist nichts hinzuzufügen.

Sonntag, 22. März 2020

Zeit eine Zwischenbilanz zu ziehen – fast ein Vierteljahr ist seit dem ersten Eintrag vergangen. Es wäre vermessen zu hoffen, an dem dort beschriebenen Eindruck habe sich etwas verändert. Doch, verändert schon, aber nicht zum Positiven hin. Wie man an den bisherigen Beiträgen gesehen hat, bin ich offensichtlich interessierter ZEIT-Leser, und das aus dem Grund, dass ich kein anderes Organ kenne, das im Sinne des vagabundierenden Denkens um Meinungsvielfalt bemüht ist – immer schon ein bestimmtes Reflexions-niveau voraussetzend.

Zuweilen staune ich aber auch hier : nicht nur, dass Artikel wie der über Theweleit offensichtlich ergebnislos im Sande verlaufen, es gibt auch Themen, da sträuben sich mir als philosophisch interessiertem Leser die Haare. Da wurde doch neulich allen Ernstes die Frage nach Berechtigung und Reichweite von Moral gestellt.

Ja, wie halten wir es denn nun mit der Moral ? Wenn Winston Smith in „1984“ stöhnt : „Mit ihrer Moral erwürgen sie uns“ – und er sagt das als Moralist, dann scheint da etwas im Argen zu liegen.

Wir schreiben heute Sonntag, den 22. März, und heute wollen die Bundesregierung und die Landeschefs entscheiden, ob angesichts der Corona-Bedrohung eine Ausgangssperre zu verhängen ist. Anlass sind die immer noch unglaublich vielen Vollpfosten und Ignoranten, die die Gefahr nicht einsehen und / oder die empfohlenen Maßnahmen nicht akzeptieren wollen (vielleicht auch nicht können, da ihr Horizont dazu wohl nicht ausreicht). Mit diesen offensichtlich unvermeidlichen Vertretern bornierter Dummheit und aggressiver Nicht-Solidarität werden wir leben müssen, allen sozialanarchistischen Wunschvorstellungen (s.o.) zum Trotz.

Also was nun ? Wie verhält sich um Offenheit bemühtes vagabundierendes Denken zu Maßnahmen zur strengen Regulierung unseres Verhaltens ? Der vagabundierende Denker will kein Träumer sein, sondern Gedanken zur kritischen Weiterentwicklung der Gesellschaft entwerfen. Ist diese aber in dem Maße refraktär, wie wir es in Teilen heute erleben, bleiben nur die Härte der Maßnahmen und dementsprechende empfindliche Sanktionen. Eine andere Sprache verstehen diese selbstischen Trottel nicht. Das wird uns nicht daran hindern, weiterhin Modelle zu entwerfen, wie man auch diese unerfreulichen Teile der Spezies Mensch bilden kann, damit auch sie irgendwann sich dem annähern, was man Menschen-Würde nennen könnte. Auch wenn die Geschichte etwas anderes lehrt : die Hoffnung stirbt zuletzt.

Dienstag, 24. März 2020

Ich denke, es macht Sinn, noch eine Zeit bei Heraklit zu verweilen. Er gehört zu den sog. Vorsokratikern, hat um ca. 500 v. Chr. in Ephesos gelebt und wird in Darstellungen gerne „der Dunkle“ genannt, obwohl das, was er zu sagen hat, in großer Klarheit (soweit Offenheit sich mit Klarheit verträgt) sich uns zeigt. Nietzsche-Zitat : „Wahrscheinlich hat nie ein Mensch heller und leuchtender geschrieben.“

Das Diktum der „Dunkelheit“ ist wohl darauf zurückzuführen, dass viele seiner Gedanken über andere vermittelt worden sind, und das häufig in Fragmentform, die bekanntlich zur Interpretation anregt. Da aber jegliche Wahr-Nehmung Interpretation ist (siehe die Ausführungen oben), ist das, was er sagt, eine sehr wertvolle Anregung für uns. Wer natürlich klare Fest-Stellungen oder Handlungsanweisungen sucht, wird sich mit ihm schwertun.

Das trifft auch auf Überlegungen die Politik betreffend zu, aber jeder weiß, dass alles, was die Gemeinschaft (polis) betrifft, auch politisch ist. Wann hat man das mehr gesehen als in diesen Tagen der Corona-Krise mit den selbstbezogenen Handlungen ohne jeden Anflug von Solidarität Gerade diesen simplen Zeitgenossen täte eine Beschäftigung mit Heraklit gut, aber gerade sie sind weit entfernt von ihm, weil er in dem, was er sagt, nicht einfach zu konsumieren ist (es bereitet Freude, aber keinen Spaß) und Arbeit erfordert, denn Interpretation ist Arbeit.

Einer der Heraklit-Interpreten, Karl-Martin Dietz, sieht Heraklits Leistung wie folgt (in : Heraklit von Ephesus und die Entwicklung der Individualität, Stuttgart 1990) : „Heraklits Sätze sind vielfach so gebaut, dass sie als Anleitung dafür genommen werden können, wie man von seinem vermeintlichen „Privatverstand“ loskommt und in einem größeren Zusammenhang erst richtig zu sich selbst findet. Der Nachvollzug fordert aktives, mittätiges Denken. Man hat den heraklitischen Gedanken erst dann gedacht, wenn man ihn selbst g e d a c h t hat. Das entspricht seiner Ansicht vom Denken.“

Der Privatverstand, mit dem viele sich zufriedengeben und den sie sogar vehement bis aggressiv verteidigen, gehört auch zum Logos, allerdings in einem defizienten Modus : *Verständnislos, obgleich sie gehört haben, sind sie wie taub; das Sprichwort bezeugt ihnen : anwesend sind sie abwesend* (Fragment 34).

Die gegenteilige Haltung ist erforderlich : Selbstkritik und Offenheit. Dann gilt : *Der Seele ist Logos eigen, der sich selbst mehrt.* (Fragment 115) Kann man das Vorhaben des vagabundierenden Denkens präziser ausdrücken ? *Der Seele Grenzen dürfte im Gehen wohl nicht ausfindig machen, wer jeden Weg abschreitet. So tiefen Logos hat sie.* (Fragment 45)

Gerade aus dieser Einsicht heraus ist der vagabundierende Denker unterwegs,

Mittwoch, 25. März 2020

Gadamer-Zitat : „Wo philosophisches Fragen in Bewegung gerät, wird seither die Nähe Heraklits gefühlt.“ Dem kann ich nur zustimmen und wiederholen, was ich andernorts schon gesagt habe : Die Philosophiegeschichte ist nicht, wie gerne behauptet wird, eine Fußnote zu Platon, sondern zu Heraklit. Glaube, wer es geprüft.

Mein Lieblings-Fragment Nr. 51 : „*Sie begreifen nicht, dass es, das All-Eine, auseinanderstrebend zusammengeht wie der Bogen und die Leier.*“ Welch eine Vielzahl an Interpretationen hat sich an dieses Fragment angeschlossen ! Klar dürfte sein, wer „sie“ sind : Die vielerlei, die anwesend abwesend sind, die die grund-legendsten Einsichten einfach nicht rafften, aber ihre Meinung ungeniert in die Welt hinaustrompeten. Von ihnen war schon am 29. Dezember die Rede. „Sie“ verstehen es einfach nicht, unternehmen aber auch gar nicht erst den Versuch dazu.

Das All-Eine ist das uns Menschen erkenntnismäßig unzugängliche, aber vorstellbare Ganze, in dem die Einzeldinge in ihrer wechselseitigen Gegensätzlichkeit aufgehoben sind. Von daher ist es eine differenzierte E i n h e i t (dank des „Zusammengehens“), aber eben eine d i f f e r e n z i e r t e Einheit (dank des „Auseinanderstrebens). Und das verdeutlichen meiner Meinung nach die zwei das Fragment abschließenden Bilder : Eine Leier (lyra) ist ein harfenähnliches Instrument, dessen Rahmen die Spannung der auseinanderstrebenden Saiten aus- und zusammenhält. Ist das Instrument gut gespannt (gestimmt), ist das Ergebnis ein Wohlklang (Eutonie) dank des Wohl-Drucks. In diesem Sinne spricht Heraklit von der Harmonie des Ganzen, in dem alle Einzelbestrebungen aufgehoben sind. Das hat nichts, aber auch gar nichts, mit kitschigen Harmonie-Vorstellungen zu tun.

Ähnlich ist es beim gespannten Bogen; bekanntlich kommt es in der Zen-Literatur über die „Kunst des Bogenschießens“ nicht darauf an, ein Ziel zu treffen (dann läge der Sinn in etwas außerhalb dieses Bogens), sondern einzig und allein in der Wohlspannung des Bogens selbst. Wie berührend ist die Geschichte von dem sehr alten Mann, der den Bogen wohl spannt und ins Satori, den Zustand der Erleuchtung, fällt, obwohl der losgelassene Pfeil weit vor dem Ziel zu Boden fällt. Andere Länder, andere Weisheiten; aber Heraklit ist unser und sollte uns eigentlich an Wesentliches gemahnen. (vgl. Eugen Herrigel, Zen in der Kunst des Bogenschießens, 1948 und ff.)

Donnerstag, 26. März 2020

Schadewaldt : „Wir haben eine Fülle von seienden Dingen um uns herum, die ständig im Fluss sind, aber dieser Fluss ist, wenn man ihm auf den Grund geht, nicht Turbulenz, sondern Gesetzmäßigkeit. Die tritt uns so entgegen, dass in der Fülle des Veränderlichen sich Gegensätze herausstellen, zwischen denen sich überall das Werden und Vergehen vollzieht, und diese besteht in einem Umschlag des einen ins andere nach einem bestimmten Verhältnis. Die Gegensätzlichkeit und die Proportion ist das eigentlich Dauerhafte im Fluss der Veränderung.“ (...) „Es ist die Fügung im Sinn des Gefügten, aus dem Bereich der Holz- und Steinarbeit, dann auch aus der Musik : All das beruht auf der Harmonie. Es ist charakteristisch für das Wort, dass Widerstrebendes zu einer Einheit zusammengefügt wird, und zwar so, dass gerade die widerstrebenden Kräfte gezwungen werden, die Einheit zu bilden und zu tragen.“ (...) „Nun fasst er die Idee einer unsichtbaren Harmonie und sagt, dass diese stärker, erhabener, besser sei als die sichtbare. Sie ist deutlich für ihn das Prinzip jenes eigentlichen Seins, dessen Elemente die Gegensätze sind, die Proportion, der Logos und dann wieder der Wechseltausch nach Maßen.“ (Schadewaldt, Die Anfänge der Philosophie bei den Griechen, Frankfurt / Main 1978, 378 / 81)

Auf diesen Wechseltausch untereinander sind wir endlichen Menschlein angewiesen, wenn wir vagabundierend unterwegs sein wollen. Dazu bedarf es, so Hegel, aber einer bestimmten Einsicht : „Das Wesentliche ist, dass jedes Verschiedene, Besondere verschieden ist von einem Anderen – aber nicht abstrakt irgendeinem Anderen, sondern s e i n e m Anderen.“ Um das zu verstehen, werden wir in unserem Tagebuch noch einige Schritte gehen müssen ... Wir sind noch nicht da, wo wir hinwollen, oder besser gesagt : zumindest ich.

Sonnabend, 4. April 2020

Die Errungenschaft der Kunst bleibt wohl, dass sie von all den Meinungen erlöst und zurückführt ins Offene. (Peter Handke)

Montag, 6. April 2020

Um den corona-geschädigten ortsansässigen Buchhändler etwas zu unterstützen, habe ich mich entschlossen, ein schweineteures Buch über Hölderlin, um das ich schon seit Monaten kreise, jetzt zu kaufen (und natürlich auch zu lesen; denn was gibt es Besseres gegen Corona-Viren als ins Offene gehende Gedanken?) (Michael Luhnen, Organisation der Natur. Zur Verbindung von Naturerkenntnis, Erinnerungstheorie und ästhetischem Experiment in Hölderlins philosophischem Fragment „Das untergehende Vaterland“ – 807 Seiten!) – demnächst davon mehr.

Für heute bin ich beim mottogebenden, geleitenden Eingangsfragment stehen geblieben. Es stammt von Franz Kafka: *„Alle menschlichen Fehler sind Ungeduld, ein vorzeitiges Abbrechen des Methodischen, ein scheinbares Einpfählen der scheinbaren Sache.“* Eine Quelle ist nicht angegeben, interessiert auch nicht, da das Gesagte hier als Fragment genommen werden soll, das als solches mehr als jeder andere Text zur Interpretation auffordert – wie das vorangegangene Zitat Handkes auch. Ich will beide zu lesen versuchen, ohne sie an andere Gedanken der Autoren zurückzubinden. Das brächte vielleicht interessante Aspekte, aber Texte sind polyvalent, und Fragmente allemal.

„Polyvalenz“ ist in meinen Augen auch das Stichwort für ein Herangehen an Handkes Aussage. Kunst ist in meinem Verständnis polyvalenter noch als Texte, weil nicht aufs Wort festgelegt, und damit interpretationsoffener. Das erklärt die behauptete Rückführung ins Offene. Wenn von „Rückführung“ gesprochen wird, heißt das, dass vorher schon Offenheit vorhanden war, und „vorher“ meint „vor den Meinungen“. Unsere Meinungen werden ge(ver)bildet in der individuellen Höhle, in der jeder Einzelne von uns aufwächst je nach Erbanlagen und Einflüssen der Umwelt. Platons Höhlengleichnis und Bacons Idolenlehre thematisieren das. Von diesen Meinungen also, so Handke, erlöst die Kunst uns, indem sie uns aus einer Art Gefangensein = Befangensein befreit und zu einem offenen, vagabundierenden Gespräch führt.

Kafka spricht von „menschlichen Fehler(n)“. Fehler, wenn sie erkannt werden, können vielleicht abgestellt werden. Wir können unsere eben angesprochene Höhle zwar nicht leugnen, aber wir können versuchen, uns mit ihr bekannt zu machen und dadurch die Beschränktheit der Meinungen abzumildern. Dies geht nicht, indem der Einzelne sich wie Münchhausen am eigenen Schopf aus dem Sumpf, in dem er sich befindet, herauszieht – diese versuchte Befreiung und Öffnung geht über den Kontakt mit dem Außen, mit dem (noch) Unbekannten, mit dem Anderen, mit dem Fremden.

Einer der zu vermeidenden Kardinalfehler ist die Ungeduld, so schnell wie möglich zu „Ergebnissen“ kommen zu wollen (von „Erkenntnissen“ will ich in dem Zusammenhang gar nicht erst reden); Wahr-Nehmen braucht Muße, egal, ob es sich um Denkvorgänge oder Tagträume handelt. Das „vorzeitige Abbrechen des Methodischen“ verstehe ich so, dass das Beschreiten der Vielzahl möglicher Wege (Weg = methodos) nicht durchgehalten wird, sondern - um ein handhabbares Ergebnis zu zeitigen – nach unzureichenden Versuchen abgebrochen wird. Der vagabundierende Denker weiß um das Ziel seines Unterwegsseins ohne Ziel im Sinne eines als „richtig“ behaupteten Ergebnisses.

Wird der Weg vor der Zeit abgebrochen, wird das offensichtlich unzureichende Ergebnis „eingepfählt“ (ein deutlich sprechendes Bild); die Sache, um deretwillen man unterwegs war, ohne konsequent auf dem Weg zu bleiben, ist mit Blick auf das „Ergebnis“ logischerweise nicht die Sache selbst, sondern nur „scheinbare Sache“, fest-gestellt von einem Bewusstsein, dem die Muße fehlte.

Sonnabend, 11. April 2020

In Michael Luhnens Buch geht es um die schwierige Frage, wie Hölderlin - auf der Basis und in Abgrenzung von Kants Philosophie - seine ästhetisch fundierte naturphilosophische Wende zwischen 1798 und 1800 vollzogen hat. Dass die Nachfolger Kants dessen Philosophie, die sie für einen wichtigen Wendepunkt hielten, der aber der Ergänzung bedürfe, in intensiver Bearbeitung angingen, ist oben schon erwähnt worden. Hölderlin war einer von ihnen und hat in Jena 1795 einen ersten Versuch der „Verbesserung / Ergänzung“ der Philosophie Kants in der Begegnung mit Fichte unternommen. Dass und warum er mit seiner eigenen Lösung nicht zufrieden war / zufrieden sein konnte, soll hier aus Platzgründen nicht weiter erläutert werden.

Im Beitrag vom 28. Januar (Seite 7) ist über Kants Denksansatz gesagt worden : „„Das Objekt ist nicht gegeben, es ist erzeugt, Produkt des Denkens, des denkenden Subjekts. Gegenständlichkeit ist das, was das Subjekt durch die reinen Formen seines Denkens von Gegenständen oder durch seine Funktionen zu urteilen erzeugt, und zwar dadurch, daß es das in der Anschauung gegebene Manigfaltige durch diese Formen seines Denkens und Urteilens zur Anschauung eines Objekts bestimmt.““

Luhnen greift diesen Sachverhalt auf : „Die Subjekt-Objekt-Relation ist also ein Verhältnis, das formal von dem Subjekt konstuiert wird. Was als Objekt erscheint, ist immer schon am Erkenntnisvermögen und Erkenntnisinteresse des Subjekts ausgerichtet und diesem untergeordnet“ (56) und spricht von „Herrschaft“ des Subjekts über die Objektwelt und damit auch über die Natur (57). Hölderlin und etlichen seiner Zeitgenossen geht es aber gerade darum, Herrschaftsverhältnisse und damit auch „Herrschaftswissen“ (58) grundsätzlich aufzulösen. „Gleichheit“ und „Brüderlichkeit“ sind zwei wesentliche Forderungen der Französischen Revolution, und diese werden ganz konsequent auch für den außer-bewusstseinsmäßigen Raum eingefordert. Mit einem Ansatz wie dem Kants gilt : „Die traditionelle Metaphorik vom Buch der Natur, in dem man liest, um sich belehren zu lassen, wird vom Bild der zu befragenden Objektnatur abgelöst, die von der richtenden Instanz des Subjekts zur Antwort genötigt wird.“ (59) Luhnen spricht in dem Zusammenhang von „inquisitorischer Kommunikation“.

Welchen anderen Weg Hölderlin präferieren wird, wird noch Thema dieses Tagebuchs sein. Zunächst einmal ist mir an dieser Gegenüberstellung wieder deutlich geworden, was mich grundsätzlich von Kant trennt (den ich als „Alleszermalmer“ überaus schätze und dessen „kopernikanische Wende“ ich als die wichtigste Befreiungstat der Philosophiegeschichte ansehe) : Kant orientiert sich bei seinem vernunftkritischen Projekt „in Analogie zum experimentellen Verfahren der Naturwissenschaft und insbesondere der Physik“ (53) und übernimmt mit diesem Vor-Bild alle Fehler dieses zu Beginn der Neuzeit zwar sehr erfolgreichen (da man die Natur konsequent befragte, war der wissenschaftliche „Fortschritt“ kein *bloßes Herumtappen* -Kant, Einleitung in die KrV- mehr) aber auch methodisch beschränkten Ansatzes.

Die Erfahrungen der Quantentheorie werden erst in gut 100 Jahren auf den Plan treten, und so wird (stolz auf den eigenen „ehrlichen“, aber naiven Ansatz) der wissenschaftliche Anspruch auf das angeblich Feststellbare reduziert und diese kastrierende Methode wird als „Natur-Wissenschaft“ ausgegeben. Kant arbeitet stark mit Fest-Stellungen : welche Erkenntnisvermögen gibt es, woran ermesse ich ihre Reichweite, welche Verstandeskategorien gibt es und wie viele (oha, es sind genau 4 x 3, also ein rundes Dutzend), welche apriorischen Anschauungsformen gibt es, welche Schemata usw. Ich will mich darüber nicht lustig machen, die Lebensleistung dieses Mannes ist mehr als erstaunlich, aber ich kann und will ihm in diesen der Methodik der Naturwissenschaften angelehnten Setzungen nicht folgen. Meinem Freund Stephan gegenüber, der sich sehr stark an Kants Denken orientiert, spreche ich immer von „Eintäfelungen“ bei Kant, und ich glaube, er ärgert sich, weil er es – selbst ein Vertreter des vagabundierenden Denkens – nicht leugnen kann. Ich kann jedenfalls das Motto der Nachfolger Kants „Mit Kant über Kant hinaus“ gut verstehen und bin selbst mit meinen bescheidenen Versuchen auf diesem Gebiet unterwegs. Das soll noch genauer thematisiert werden.

Ostermontag, 13. April 2020

Damit ist ein Grundproblem philosophischen Denkens angesprochen : Wie komme ich zu Ergebnissen, ohne mich von der ihnen zu Grunde liegenden Methodik versklaven zu lassen ? Analog lautet die Frage auf der praktischen Ebene : Wieviel Freiheit darf ich anstreben, wieviel Ordnungsmechanismen muss ich zulassen ?

Bei der Beantwortung dieser Fragen gehen die Meinungen der Verantwortlichen auseinander. Meiner Meinung nach bedarf es zunächst einer Basis, deren Gefahren ich zu gegebener Zeit reflektieren muss, um sie dann zu transzendieren. Um es an einem Beispiel zu erläutern : Als Deutschlehrer an einem Gymnasium habe ich mich bemüht, in den unteren Klassen Regeln mitzugeben (Rechtschreibung, Grammatik), um in den höheren Klassen diese kritisch zu reflektieren, zu variieren und die Reichweite dieser Variationen auszutesten. Auf die Grammatik bezogen heißt das : ein Austesten der Sprache etwa in der Lyrik. So könnte der Einzelne auf individuellen Wegen dazu kommen, das „Lesen im Buch der Welt“ ausdifferenzieren und damit (über seine Phantasie) den Möglichkeitsraum an Wahr-Nehmungen zu erweitern. Das ist jetzt sehr grob formuliert und bedarf an anderer Stelle einer Erläuterung.

Ich selbst habe 1970 - ohne Vorkenntnisse - das Philosophie-Studium aufgenommen; an der Uni Köln gab es keine Einführungskurse – man wurde ins kalte Wasser geworfen und musste selbst schwimmen lernen. Hart, aber dafür hatte man einen eigenen Weg. Auf dem hat man sich schrittweise Orientierungsmarken aufgebaut (trigonometrische Punkte, würde Eich sagen), die geholfen haben, darauf ein Gebäude zu errichten, wobei sich das Gebäude in all den Jahren immer wieder stark verändert hat, zum Teil auch im Hinblick auf die Stützmauern.

So habe ich später auf dem Gymnasium im Fach Philosophie weitergearbeitet und versucht, über Grundschemata den Schülern (und mir selbst) einen Weg durchs Dickicht zu bahnen. Manch einem reicht das, manch einer wird im Leben weiter dran puzzeln. Mir hat es nie gereicht, und so hat sich mein Puzzle über die Jahre hin ständig vergrößert; darunter mag die Einfachheit des Durchblicks gelitten haben, aber, so denke ich, den Details bin ich gerechter geworden, und da der Teufel bekanntlich im Detail steckt, sind mir auf diese Weise auch die Zusammenhänge ausdifferenziert worden.

In den ersten Jahren habe ich im Unterricht zum Einstieg zwei Methoden einander gegenübergestellt, die es in dieser Reihenfolge so gar nicht gibt, da jeder Philosoph, jede philosophische Schule, eigene Nuancen hinzufügt. Auf der einen Seite stand das, was man ganz allgemein „Empirismus“ nennt, auf der anderen „Rationalismus“. Der Empirismus versucht über die Methode der Induktion (lat. *inducere* = hineinführen) über eine Vielzahl von Beobachtungen zu allgemeinen Aussagen zu kommen (viele Einzelfälle in eine allgemeine Aussage hineinzuführen), was natürlich nicht geht, da er immer nur auf eine begrenzte Anzahl von Beobachtungen zurückgreifen kann, die morgen schon wieder ganz anders ausfallen können; zudem bleibt das Feld des Nicht-Beobachtbaren außen vor. Der Rationalismus dagegen setzt auf das reine Denken über die Methode der Deduktion (lat. *deducere* = ableiten), d.h. auf grundsätzliche Urteile a priori (vor aller Erfahrung), um aus ihnen Erfahrungsurteile abzuleiten - doch wo sollen die grundsätzlichen Urteile (= Vernunfturteile) herkommen, wenn nicht über die Daten der Erfahrung ? Die könnten nicht anders als „angeboren“ gesetzt werden, und damit ist, wenn man nicht über eine entsprechende Weltanschauung verfügt (etwa den Glauben an einen Gott, der uns vor der Geburt solche Urteile eingepflanzt hat) diese Spielart von Erkenntnismethode aus dem Rennen. Wie gesagt, es gibt eine Vielzahl von Abweichungen und Zwischentönen; ich hatte im Unterricht die Dialektik dagegensetzt, die es als „die“ Dialektik nun allerdings auch nicht gibt, sondern auch hier wiederum etliche Spielarten.

Im Rahmen meiner jüngsten Studien zu Hölderlin bin ich immer wieder auf Herder gestoßen, mit dem ich mich schon in meinen Berliner Tagen (seufz) intensiv beschäftigt habe. Und hier bin ich in dem sehr lesenswerten Buch von Stefan Metzger, „Die Konjektur des Organismus“, München 2002, auf den Begriff der „Abduktion“ gestoßen, der mir bis dahin unbekannt war. Wikipedia belehrt mich : **Abduktion** (lat. *abductio* „Wegführung, Entführung“; engl. *abduction*) ist ein erkenntnis-

theoretischer Begriff, der im Wesentlichen von dem amerikanischen Philosophen und Logiker [Charles Sanders Peirce](#) (1839–1914) in die wissenschaftliche Debatte eingeführt wurde. Peirce entwarf eine dreistufige Erkenntnislogik von Abduktion, Deduktion und Induktion. In diesem Sinne wird in der ersten Stufe des wissenschaftlichen [Erkenntnisprozesses](#) eine Hypothese mittels Abduktion gefunden. In der zweiten Stufe werden Vorhersagen aus der Hypothese abgeleitet. Hierbei handelt es sich um eine Deduktion. In der dritten Stufe wird nach Fakten gesucht, welche die Vorannahmen „[verifizieren](#)“. Hierbei handelt es sich um eine Induktion. Sollten sich die Fakten nicht finden lassen, beginnt der Prozess von neuem, und dies wiederholt sich, bis eine Hypothese Vorhersagen generiert, zu der sich passende Fakten finden lassen.

Das klingt ganz logisch und ähnelt wohl dem, was jeder von uns automatisch tut, wenn er etwas erforschen will. Der Ansatz steht und fällt aber mit dem, was unter der Hypothesenbildung von „Abduktion“ zu verstehen ist. Der Autor Stefan Metzger arbeitet aus dem Werk Herders einen hier hilfreichen „Konjektur“-Begriff heraus, der mir sehr praktikabel erscheint und der in der Folge zu erläutern ist.

Dienstag, 14. April 2020

Als alter Lateiner (ab Klasse 5 im „Gymnasium zu Crefeld“) habe ich hinsichtlich des Begriffs der „Konjektur“ die Bestandteile „con“ = „zusammen“ und „iacere“ = „werfen“ gelernt. Eine Konjektur meint also ein „Zusammenwerfen“, aber auch, wie das Lexikon verrät, eine „Mutmaßung“ (also ein „Zusammenwerfen“ in der „Mutmaßung“, es angemessen zu tun).

Ich kenne den Begriff aus zwei anderen Bereichen : Bei der Herausgabe von Texten, die vom Autor nicht mehr selbst fertiggestellt worden sind, also nicht letztlich autorisiert sind, sondern oft in einer Vielzahl fragmentarischer Varianten vorliegen, sieht sich manch ein Herausgeber genötigt, eine Konjektur zu erstellen. Editions-geschichtlich ist das im Fall Hölderlins bedeutsam geworden. Bei der sog. „Stuttgarter Ausgabe“, verantwortet von Friedrich Beißner, hat dieser seine Vorstellungen in einem solchen Maße durchgesetzt, dass man eigentlich von Beißners Fassungen sprechen muss.

Anfang der 70er Jahre ist dann D.E. Sattler, der ein Studium der Buchgrafik begonnen, aber abgebrochen hatte, hingegangen und hat eine neue Editionspraxis begründet : die Texte, um die es geht, werden dem Leser als Faksimile vorgelegt und dann in einem Lese-Vorschlag Sattlers wiedergegeben. Da Hölderlin die Eigenart hatte, seine Entwürfe immer auf demselben Papier zu verändern, waren die Schriftstücke beinahe unleserlich, und insofern konnte Sattler wirklich nur Vorschläge geben, machte das aber sehr präzise, indem er die verschiedenen Entwicklungsstufen (über Tinte und handschriftliche Besonderheiten versuchsweise ermittelt) in verschiedenen Druckarten wiedergab, um am Ende einen Text als Konjektur (als mögliche Endfassung also) vorzuschlagen. Diese „Frankfurter Ausgabe“ der Werke Hölderlins, im alternativen Verlag „Roter Stern“ erschienen, hatte es nicht leicht, sich gegen die althergebrachte Ausgabe (aus den 40er Jahren) durchzusetzen, zumal Sattler Lesarten vorlegte, die einen anderen Hölderlin zeigten.

Nikolaus von Kues, von dem schon die Rede war, hat im 15. Jahrhundert eine Schrift „De coniecturis“ („Über die Mutmaßung“) vorgelegt. Stefan Metzger in seinem o.a. Buch : „Bei ihm bezeichnet er (der Terminus) den spezifisch menschlichen Modus des Weltzugangs. Sicher erkennen kann der Mensch nur, was er selbst gemacht hat, wie etwa die Konstruktionen der Mathematik. Die reine Wahrheit der Metaphysik oder der Natur ist für die endlichen Erkenntnisvermögen des Menschen nicht faßbar; ihm bleibt nur die Konjektur als *positive Aussage, die in Andersheit an der Wahrheit, so wie sie ist, teilhat*. Sie ist im wörtlichen Sinne Mutmaßung, die Art und Weise, in der der menschliche Geist - mhd. muot - die Dinge mißt und in der sie ihm angemessen sind.“ (129) Die Konjektur ist bei Cusanus nicht nur Hypothese, die erst noch geprüft werden müsste, sondern die Grundverfassung der menschlich-beschränkten Erkenntnis.

Anders bei dem Konjektur-Begriff, den Metzger aus dem Werk Herders herausliest : „Es geht darum, Phänomene als Zeichen zu verstehen, die auf eine mutmaßliche Ursache, einen Zustand, eine Wirkung verweisen, durch welche die Erscheinungen zu einem sinnvollen Ganzen verbunden

werden.“ (ebd.) Das ist Herders Antwort auf den Versuch, an das, was ist und an das, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, heranzukommen. Bedenkt man, dass Herder praktizierender Theologe ist, rechne ich es ihm hoch an, dass er nicht zu der für einen Kirchenmann naheliegenden Lösung gegriffen hat, Gott als Heilsbringer der Erkenntnis einzusetzen. „Im konjekturalen Denken kann der Besitz der Wahrheit einzig und allein in der Verbesserung der Erklärungskonzepte liegen.“ (Metzger 131) Fügt man vor das Nomen „Verbesserung“ das Attribut „ständigen“ ein, sind wir mitten im vagabundierenden Denken.

Dienstagnachmittag

In Corona-Zeiten ist alles anders : die alten Säcke unserer Abiturklasse von 1968 überschütten sich wechselseitig mit Ostergrüßen („wir gehören ja jetzt zur Gruppe der Gefährdeten“); Wolfgang schickte einen Artikel eines Politikwissenschaftlers mit, den er „messerscharf“ fand – und so war er denn auch (überheblich und aggressiv). „Messerscharf“, so sieht es aus, gilt als Qualitätsmerkmal. Dabei : wer ein Messer (und sei es auch nur ein sprachliches) bei sich führt, hat damit etwas vor, und das klingt nicht so gut ...

„Messerscharf“ verspricht offensichtlich Präzision, und so wollen wir auch von der Wissenschaft bedient werden. Was aber, wenn diese Präzision unseren Erkenntnisorganen nicht erreichbar ist, wenn präzise Wahrnehmung un-menschlich ist ? Dann müssen wir, um das Erkenntnisideal wenigstens zum Schein zu erreichen, mit Tricks arbeiten, und einer dieser Tricks ist die Setzung, die beansprucht, abgesichert zu sein (darauf sind die Naturwissenschaften besonders stolz), es aber nicht ist. Noch „besser“ sind Definitionen, die funktionieren, weil selbstgesetzt. (O sancta simplicitas !)

Die Philosophen haben die gleichen Erkenntnisorgane wie die Naturwissenschaftler und stehen damit vor den gleichen Problemen. Warum also diese nicht zugeben und statt mit den tolldreistesten Setzungen nur so um sich zu werfen; einfach sehen, was an Basis da ist und welche Ideen man daraus - in Zusammenarbeit mit anderen – entwickeln könnte im Sinne einer offen zugegebenen Mußmaßung ? Das Ergebnis kann dann natürlich auch nicht mehr Wert haben, als eben eine Mußmaßung haben kann, die stets vorläufig bleiben muss und beständig nach eigenen Fehlern suchen wird, um eine bessere Mußmaßung zu erreichen. Das zum Prinzip erhoben zu haben, sollte man Karl Popper, Konrad Lorenz und anderen „Kritischen Rationalisten“ hoch anrechnen.

Metzger gibt ein Beispiel für eine individuelle Konjektur nach Herders Methode : Aus dem Chaos der Natureindrücke, die empfangen werden (auf der jeweils individuellen Empfangsstation des Einzelnen) wird ein Merkmal als abstrakte Einheit einer Mannigfaltigkeit herausgehoben und über die Sprache mit einem Merkwort verbunden, das sich in einem Gedanken manifestiert : *Sie (die Seele) ruft aus dem Chaos der Dinge, die sie umgeben, eine Gestalt hervor, an die sie sich mit Aufmerksamkeit heftet, und so schafft sie durch innere Macht aus dem Vielen ein Eins, das ihr allein zugehöret. Dies kann sie sich wieder herstellen, auch wenn es nicht mehr da ist.* „Alle Momente – Sinnesdatum, Merkwort, Merkmal - stehen untereinander in Analogierelation. Das Merkmal ergibt sich aus dem, was *am stärksten Eindruck macht, das sich von allen andern Eigenschaften des Beschauens und Betastens losriß, hervorsprang, am tiefsten eindrang.* Diese Auszeichnung von bestimmten Inhalten wird von individuellen Erwartungen und Gewohnheiten, praktischen Absichten und Interessen, kulturell erworbenen Blickleitungen und Vorverständnissen geleitet. Sie machen aus, was Weltbild, Sicht der Dinge genannt wird und prägen, zumeist kaum reflektiert, bereits die Wahrnehmung. Neue Erfahrungen werden integriert.“ (139)

Einem Kantianer wird sich bei dieser Beschreibung der Magen umdrehen. Aber : kein Seziermesser in Sicht und keine intendierte Behauptung intersubjektiv gleicher Erkenntnis. Stattdessen braucht das erkennen wollende, aber vorgeprägte Individuum nun den Anderen, der gemeinsam mit ihm (und mit eigenen vorgeprägten Wahrnehmungen versehen) sich auf den Weg der Konjektur begibt, wohl wissend um die Vorläufigkeit des Ergebnisses, um die, im besten Wortsinne, Fragwürdigkeit, die den Imperativ enthält, sich um Verbesserung zu bemühen.

Sonntag, 21. Juni 2020

Das Tagebuch hat ein Ruhepäuschen eingelegt - andere Wahr-Nehmungen waren vorübergehend wichtiger (so der Abschluss meiner Arbeit über „Vagabundierendes Denken und der erweiterte Kunstbegriff“). Mein Problem, das seit meiner Pensionierung besteht, bleibt : Ich arbeite auf zu vielen Baustellen zugleich und habe das Gefühl, dass die Zeit knapp wird. Neuester Entschluss : die Arbeit an Heraklit wieder aufzunehmen und zu einem Ende zu bringen; das bedeutet natürlich, dass die anderen Impulse zurückstehen müssen. Vorübergehender Lockdown.

Das Gute an dieser unermüdlichen Suche ist, dass man tatsächlich immer wieder etwas findet, das zu kleinen Korrekturen bzw. Ergänzungen nötigt. Im Zusammenhang mit den beiden Heraklit-Fragmenten B45 und B115 über den Logos der Seele (hier zitiert auf Seite 21) betont Klaus Held in dem von ihm verfassten Grundlagenwerk *Heraklit, Parmenides und der Anfang von Philosophie und Wissenschaft* (Berlin New York 1980) : „Beide Sprüche verlieren ihre vieldiskutierte Rätselhaftigkeit, wenn man unterstellt, daß sie ihre Front im überheblichen Vielwissen haben; dessen Vertreter glauben nämlich, das Ausmaß des Zusammenfassungsvermögens der für das ansichtshaft sich Zeigende geöffneten Seele schon dadurch zu erschöpfen, daß sie im Betreiben der *historie* sammelnd und vergleichend jede Straße „abwandern“. Und deren Denkart entspringt auch die Meinung, der Verhältnisvollzug bedürfe, um zur Erfassung des Zusammenhangs von Allem anzuwachsen, anderer Gegebenheiten, nämlich der Mannigfaltigkeit der in der *historie* gesammelten Ansichten, statt allein der bereits im einsichtsvollen Verhältnisvollzug beschlossenen Kraft, alles Gegensätzliche im Durchschauen der Verwiesenheit der Ansichten aufeinander zusammenzubringen.“

Aus diesen Zeilen entnehme ich den Hinweis, dass es für Heraklit (und damit auch für den vagabundierenden Denker) nicht hinreicht, nur möglichst viel (sammelnd) unterwegs zu sein (*auch wenn du jede Straße abwanderst*); das mag zwar bienenfleißig sein und zu einer nicht unwichtigen Vervielfältigung des Materials führen - das erreichen die Vielen, die in der wesentlichen Frage Uneinsichtigen mitunter auch; wesentlich ist der *einsichtsvolle Verhältnisvollzug* zwischen den Ansichten, die Fähigkeit, die „Kraft“ des Verhältnisvollzuges zu begreifen, so dass dieser aus sich selbst imstande ist, sich qua Distanznahme vom Bereich der bloßen Ansichten zur Erfassung von deren Zusammenhang auszuweiten.

Der vagabundierende Denker hat also zunächst für ergänzendes Material zu sorgen, das hilft, unsere Ansichten auszudifferenzieren. Er hat aber in einem zweiten Schritt auch dafür zu sorgen, die Einsicht herzustellen, dass es nicht um einzelne erweiterte Ansichten geht, sondern dass alle einzelnen Ansichten - nur in ihrer Vereinzelung gesehen - problematisch sind; erst in ihrem Zusammenhang, in der Einsicht in ihre wechselseitige Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit voneinander, machen sie das Gefüge der gemeinsamen Erkenntnis aus. Die vielerlei Ansichten werden über einen Schluss-Stein in ihrem Gefüge zusammengehalten; mit jeder Erweiterung der Ansichten - das muss beachtet werden - ändert sich auch der Schluss-Stein.